

# ◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



## INHALT

*Klaus Weigelt*

### **Für die vielen Wenigen, wider die Heimatamputation**

Hartmut Koschyk neigt sich über menschliche Gebrechen,  
von Menschen gemacht

3

*Bärbel Beutner*

### **Die Heimat, die man verloren hat, erschreiben**

Internationaler Germanistenkongress in Polen

8

*Dieter Göllner*

### **Ein Museum hat nicht museal zu sein**

Deutsch-polnisches Kuratorentreffen im Haus Schlesien

11

### **„Ganz echte Deutsche“**

Das Donauschwäbische Zentralmuseum horcht Martin Opitz nach

14

### **Im Glas sieht man die ganze Stadt**

Rheinbach feiert seine Glasfachschule, sein Glasmuseum und sich

15

### **Karls-Kardinal**

Europäischer Karlspreis für Christoph Schönborn

17

### **Einige Gründe, Deutsch zu mögen**

Tagung auf dem Heiligenhof

18

## BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Dalos: 1968 (*Ulrich Schmidt*)

19

Derwich (Hg.): Klöster in Preußisch-Schlesien (*Stephan Kaiser*)

20

Hehn: Sandhimmel (*Edith Ottschowski*)

21

Stadtschreiberin in Lemberg

22

## LITERATUR UND KUNST

*Wolf Oschlies*

### **Matroschka-Effekte**

Königsberg – Kaliningrad – Kjonigsberg

23

*Jörg Bernhard Bilke*

### **Virtuelle Heimat, reale Rettung**

Für Heinrich und Thomas Mann waren das  
tschechoslowakische Pässe

26

*Markus Bauer*

### **Bilder vom Licht ins Licht gehoben**

Sonderschau des Kunstforums Ostdeutsche Galerie

28

*Johannes Rasim*

### **„Silesius Alter“**

„Fluchtburg“ für das Gedenken an Gerhart Pohl

29

## KK-NOTIZBUCH

31



*Das Bild vom Winter als das Gegenteil von Winter, heimatlich, ja heimatlich, dabei ein Trug, auf den wir gerne her-einfließen: Georg Haller, Mühle im winterlichen Darotz*

Bild: siehe Seite 14

## Für die vielen Wenigen, wider die Heimatamputation

Hartmut Koschyk neigt sich in einem Buch über menschliche Gebrechen, von Menschen gemacht und leider immer von Neuem

Die Zahl der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge vieler Völker allein im Europa des 20. Jahrhunderts ist unübersehbar; in Deutschland sind es etwa zwölf Millionen Menschen. Dazu kommen viele Millionen von deutschen Aussiedlern, die vor allem aus osteuropäischen Ländern und der Russischen Föderation vor und nach 1989/1990 nach Deutschland gekommen sind. Schließlich gibt es aufgrund der politischen Katastrophen des letzten Jahrhunderts und der mit ihnen vollzogenen, oft willkürlichen staatlichen Grenzziehungen nach Angaben der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten (FUEN) europaweit etwa 100 Millionen Angehörige von Minderheiten.

Hinter diesen gigantischen Zahlen verbergen sich Einzelschicksale von Menschen, die gezwungen wurden, ihre Heimat unter unsäglichen Bedingungen zu verlassen, um – wenn sie auf den Fluchtwegen überlebten – irgendwo im Unbekannten eine neue Existenz aufzubauen, die vielleicht irgendwann zu einer neuen Heimat werden

konnte. Wer, wie zahlreiche Minderheiten, in der Heimat verbleiben konnte, wie in Russland oder Polen, sah sich oft von heute auf morgen in einem fremd gewordenen Land, in dem die Muttersprache nicht mehr gesprochen wurde, ja verboten war, in dem neue politische und gesellschaftliche Verhältnisse herrschten und wo man lange mit feindlich gesinnten Nachbarn zusammenleben musste, bis sich – oft erst nach vielen Jahren – die Lage entspannte und man friedliche und freundschaftliche Beziehungen knüpfen konnte.

Es gibt viele Berichte und Dokumentationen, Erzählungen, Romane und inzwischen auch Filme, die versuchen, das Unsagbare dieser apokalyptischen Ereignisse zur Sprache zu bringen oder Schrecken und Leid ins Bild zu setzen. Man vermeidet bei diesen Versuchen möglichst die Drastik des realen Geschehens, das der Zeitzeuge leidvoll und bleibend vor Augen hat. Wie sollte man auch die bisher in der Menschheitsgeschichte unvorstellbare Wucht derartiger willkürlicher und gewaltsamer

*Ein skeptischer Optimist, dessen Name in vielen Ländern einen guten Klang hat und sich selbst in kyrillischer Schrift keineswegs fremdartig ausnimmt: Hartmut Koschyk*

Bild: Wikimedia Commons



„Bevölkerungsverschiebungen“ außerhalb des Erlebens fassbar, begreifbar, verstehbar machen.

Vielleicht ist das der Grund, warum es bisher keine zusammenfassende Darstellung gibt, die sich der monströsen Unübersichtlichkeit dieser menschlichen Tragödien annimmt und zugleich dem Versuch einer Klärung zuwendet. Es gehört mehr dazu als wissenschaftliche Akribie oder statistische Genauigkeit, sich einer solchen Aufgabe zu widmen. Die gebotene Sachlichkeit wird bei diesem Thema gerade nicht erreicht, wenn man sich ihm mit kalter Vernunft und unbeteiligtem Herzen nähert.

Empathie für das Schicksal des Nächsten gehört nicht zu den Stärken des modernen Zeitgenossen. Das Vermögen, sich in andere Menschen hineinzusetzen, wirklich mit ihnen zu leiden, mit ihnen zu empfinden, erfordert die Fähigkeit des Hörens und des Sehens, auch des Nachdenkens, des Ernstnehmens, wenn der Blick den anderen erfasst. Empathie kann man lernen, aber sie ist weder Schul- noch Studienfach. Sie kann auf anderen, beschwerlicheren Wegen erworben werden, wenn die Bereitschaft vorhanden und die Kraft, sich einer oberflächlichen Gesellschaft zu widersetzen, gegeben ist. Empathie ist keine politische Kategorie, aber es gibt Politiker mit Empathie. Ein solcher ist Hartmut Koschyk, der von 2014 bis 2017 das Amt des Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten innehatte. Wie viele Politiker vor ihm hat Koschyk jetzt ein Buch geschrieben, dessen Titel „Heimat, Identität, Glaube“ ein umfassendes Programm beschreibt, mit dem sich der Autor dem Schicksal der Vertriebenen, Aussiedler und Minderheiten im Spannungsfeld von Zeitgeschichte und Politik zuwendet.

Dieses Buch ist jedoch kein typisches Politikerbuch. Wer selbst Zeitzeuge ist, die zurückliegenden 70 Jahre überblickt und jahrzehntelange Erfahrungen mit Politi-

kerbüchern hat, registriert bei der Durchsicht von Koschyks Rechenschafts- und Erfahrungsbericht, dass hier jemand in die Tiefe gegangen ist, Zusammenhänge aufgespürt und nachgedacht hat. Hinter jeder Zeile stecken erlebte Erkenntnis, Erfahrung, intensives Studium und Empathie. Es ist außergewöhnlich für einen Politiker, dass er in dem Buch nicht die eigene Tat in den Vordergrund stellt, sondern das Sachthema historisch, inhaltlich und konzeptionell wie detailliert entfaltet wird. So ist ein bedeutendes Lehr- und Geschichtsbuch entstanden, an dem niemand vorbeikommt, dem ernsthaft an der Sache gelegen ist. Seine Thematik ist ein zu entdeckender Schatz, nicht nur ein deutscher, sondern ein europäischer.

Zudem ist es außergewöhnlich, dass in diesem Buch nach den Kapiteln über Heimat und Heimatverlust der Vertriebenen sowie Identität und Identitätsverlust bei Aussiedlern und Minderheiten in einem abschließenden Krönungskapitel die religiöse Dimension der Vertriebenen- und Minderheitenfrage aufgeschlüsselt und damit der tiefere Zusammenhang der gesamten Abhandlung in das Licht des Christentums gestellt wird.

„In Europa müssen wir – bei aller Offenheit gegenüber anderen Religionen und ihrem Beitrag zur Kultur – unsere Bemühungen vereinen, die christlichen Wurzeln, Traditionen und Werte zu bewahren, die Achtung der Geschichte zu gewährleisten sowie zur Kultur des künftigen Europa, zur Qualität der menschlichen Beziehungen auf allen Ebenen beizutragen“ (Gemeinsame Erklärung von Papst Benedikt XVI. und Patriarch Bartholomäus I. am 30. November 2006 in der Türkei).

In diesem Geiste schreibt Hartmut Koschyk ein engagiertes Plädoyer für die Minderheiten in Europa, die durch ihre Leiden hindurch zu friedlichen Brückenbauern, Kulturträgern, Sprachmittlern und Netzwerkkern geworden sind. Koschyk schreibt



*Hier waren sie einst die Mehrheit, heute sind sie eine verschwindende Minderheit, aber von überall strömen sie zusammen zur eigenen Feier: Sachsentreffen in Kronstadt, Siebenbürgen*

Bild: Ausstellung des Donauschwäbischen Zentralmuseums Ulm, siehe Seite 14

die Geschichte des 20. Jahrhunderts aus einer Perspektive, wie sie bisher in keinem Geschichtsbuch eingenommen wird, er beschreibt die politischen und gesellschaftlichen Konflikte, vor allem in den 1960er und 1970er Jahren, die für die eine Seite reine Taktik, für die andere existentielle und schmerzhaftes Herzensanliegen waren.

Er liefert in den ersten drei Kapiteln seines Buches eine konzeptionelle Leitlinie für das im Koalitionsvertrag vom November 2005 beschlossene „Sichtbare Zeichen“ zur gesellschaftlichen wie historischen Aufarbeitung von Zwangsmigration, Flucht und Vertreibung, das es bis heute nicht gibt. Zudem zeigt das Kompendium dem Kenner, dass nichts, was in diesem Buch steht, nicht von dem Autor selbst erforscht und ergründet wurde.

Das erste Kapitel ist ein historischer Überblick vom 19. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Ausgehend von Grundgedanken zu Heimat und Vaterland wird die Situation auf dem Balkan und im Osmanischen Reich, einschließlich des Genozids an den Armeniern, und im zaristischen Russland analysiert. Eingehend wird die prekäre Situation nach dem Ersten Weltkrieg erörtert mit den problematischen Grenzziehungen nach den Pariser Vorortverträgen und der Unbestimmtheit und

deswegen Unwirksamkeit des von Präsident Wilson propagierten Selbstbestimmungsrechts. Verdienstvoll ist die Kritik des Vertrages von Lausanne vom 24. Juli 1923, auf dessen Basis Bevölkerungsumsiedlungen als ein selbstverständliches Instrument der Konfliktvermeidung üblich wurden. Der Vertrag hatte unselbige Fernwirkungen bis zu den Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Auch die Fernwirkung des Treffens der späteren Siegermächte 1943 in Teheran wird erst heute im Rückblick transparent. Stalin bestand in Teheran auf der weiteren Gültigkeit seines Abkommens von 1939 mit Hitler, das dieser durch den Überfall auf die Sowjetunion gebrochen hatte. Er bestand auf der vereinbarten Grenze, die bis heute die Ostgrenze Polens ist, und er forderte das Königsberger Gebiet, das bis heute Teil der Russischen Föderation ist. In Jalta und Potsdam wurden die Teheraner Vereinbarungen, denen Frankreich 1944 in Moskau zugestimmt hatte, lediglich festgeschrieben.

Das ist der Grund, warum nach 1945 Königsberg nur noch einmal, dazu lediglich implizit, Gegenstand politischer Auseinandersetzungen wurde, als Bundeskanzler Adenauer 1951 mit den Hohen Kommissaren über den Deutschlandvertrag verhan-

delte. Den in diesem Vertrag festgelegten Begriff der Wiedervereinigung wollte Adenauer auf die Grenzen von 1937 ausdehnen, was die Alliierten strikt ablehnten; sie vertraten damit die Position der Sowjetunion. Man konnte sich nicht einigen. Dennoch wurde seitdem, wie schon in der Präambel des Grundgesetzes vom 23. Mai 1949, von der „Wiedervereinigung des deutschen Volkes“ gesprochen, das sich nach Flucht und Vertreibung im Wesentlichen auf dem Gebiet der vier Besatzungszonen, später der Bundesrepublik und der DDR, befand. Von den Grenzen von 1937 sprach bis Mitte der 1960er Jahre nur die SPD. Die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge behielten die Vision teilweise bis 1990 in ihrer Vorstellung.

In seinem zweiten Kapitel behandelt Koschyk ausführlich die Verhältnisse in der Sowjetischen Besatzungszone, wo es den Heimatvertriebenen und Flüchtlingen als „Übersiedlern“ verboten war, über ihr Schicksal zu sprechen, in der Bundesrepublik und in den Staaten unter kommunistischer Herrschaft, um abschließend die Entwicklung nach der Wiedervereinigung in den Blick zu nehmen, in der die Aussiedler, insgesamt 4,5 Millionen bis 2014, und die in ihrer Heimat verbliebenen Minderheiten in den Fokus der Politik und des Paragraphen 96 BVFG gelangten.

Das dritte Kapitel spannt den Bogen von der Charta der Heimatvertriebenen (1950) über die Integration der Flüchtlinge und die ersten Gesetzeswerke der Bundesrepublik bis zur konfliktgeladenen Auseinandersetzung um die Ostverträge Anfang der 1970er Jahre und die Turbulenzen um die Jahrtausendwende bis zur sich immer mehr stabilisierenden Brückenfunktion der Vertriebenen und Minderheiten in den letzten beiden Jahrzehnten.

Man muss sich vor Augen führen, dass es 1949 noch 465 Flüchtlingslager in der jungen Bundesrepublik gab, von denen die letzten erst 1957 aufgelöst wurden. In

Schleswig-Holstein lag Anfang der 1950er Jahre der Anteil der Vertriebenen bei 33 Prozent, in Niedersachsen bei 27,2, in Bayern bei 21,1 Prozent. Nach der Währungsreform 1948 musste für die negativ von der Reform betroffenen Flüchtlinge ein Soforthilfe-Programm auf den Weg gebracht werden, das ihre Notlage mildern sollte. Das Lastenausgleichsgesetz (LAG) wurde erst am 16. Mai 1952 und das BVFG, das Bundesvertriebenengesetz, erst am 19. Mai 1953 verabschiedet.

Hartmut Koschyk schildert spannend und einfühlsam die zeitgeschichtlichen Konflikte um die Ostdenkschrift der EKD 1965 und die Ostverträge nach der Kehrtwende der SPD 1968. Wer den Niedergang des BHE, die Zerreißproben im BdV und die persönlichen Schicksale von Linus Kather, Reinhold Rehs, Herbert Czaja und Herbert Hupka nachvollzieht, kann heute noch ermessen, welche menschlichen Tragödien sich vor dem Hintergrund nüchtern erscheinender politischer Prozesse abspielten.

Während sich später in den 1990er Jahren auf der einen Seite eine Haltungsänderung gegenüber den Flüchtlingen, vor allem im linken politischen Spektrum, vollzog und „Spätberufene“ auf einmal das Vertreibungsschicksal für sich entdeckten, Bücher schrieben, wie Klaus Bednarz oder Günter Grass, oder Filme drehten wie „Die Flucht“ oder „Der Untergang der Gustloff“, setzte der neu berufene Staatsminister Naumann das „Schlachtermesser“ an, wie der BdV kritisierte, und vernichtete 1999/2000 mit seinem Gehilfen Nevermann die Existenzgrundlage von fast einem Dutzend in Jahrzehnten bewährten kulturellen Einrichtungen der Vertriebenen, wie die Kulturstiftung und den OKR. Bis heute wurde dieser Fehlgriff nicht korrigiert – eine Wiedergutmachung fand auch nach 2005 nicht statt.

Immerhin gibt es seit dem 28. August 2014 den „Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung“, der am 20. Juni 2015 mit

*Zwischen Hell und  
Dunkel, zwischen  
Bewegung und  
– künstlerischer –  
Fixierung: Ein Rück-  
blick auf das letzte  
halbe Jahrhundert  
wie der von Hartmut  
Koschyk ist nicht  
zur Erbauung an-  
getan, aber er kann  
auch die Zukunft  
erhellen*

Bild: Kunstforum Ost-  
deutsche Galerie, aus der  
Sonderschau, Seite 28



einer Gedenkrede von Bundespräsident Joachim Gauck erstmals begangen wurde.

Eine besondere Geste des Autors ist das Gedenken an die Präsidenten des BdV. Ausführliche Lebensbilder widmet er Herbert Hupka und Otto von Habsburg, spezielle Beispiele für lebendige Arbeit als Brückenbauer schildert er aus Ungarn und Rumänien.

Im vierten Kapitel, das fast die Hälfte des Buches umfasst, gibt Hartmut Koschyk einen detaillierten Einblick in seine langjährige Arbeit als Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten. Man erkennt, dass er sich auf dieses Amt nicht nur sehr gut vorbereitet hat, sondern dass auch sein Herz für diese wichtige Aufgabe schlägt. Die über 20 vorgestellten Minderheiten in Deutschland und Europa hat Koschyk persönlich kennengelernt, mit zahlreichen Betroffenen gesprochen und sich vielfältig engagiert. Seine Besuche hat er fundiert vorbereitet, sich die historischen Zusammenhänge erschlossen, seine zahlreichen Gespräche ausgewertet. Das kann der Rezensent aus mehrfacher persönlicher Erfahrung in der Ukraine, in Rumänien, in Ungarn und in Kroatien bezeugen. Diese

Arbeit war ihm immer Herzensanliegen, verankert in seinem christlichen Glauben.

In seinem letzten, seinem Krönungskapitel beschreibt Koschyk seine Perspektive der religiösen Dimension, nach der wir Deutschland und Europa in ihren Identitäten nicht erkennen, wenn wir nicht akzeptieren, „dass das Christentum unser Land wie auch unseren Kontinent nachhaltig geprägt hat und immer noch prägt“. Koschyk betont das Menschenbild des Christentums, die Einheit des Menschengeschlechts, „die Gleichwertigkeit aller, die von Gott erschaffen sind; die Einmaligkeit eines jeden einzelnen Menschen, in dem sich ein Gedanke Gottes verkörpert, der die Würde eines jeden Menschen begründet. (...) Der säkulare Staat stiftet keinen Lebenssinn; er sättigt nicht die transzendenten Bedürfnisse des Menschen“, stellt Koschyk fest.

Der Autor referiert die Aussagen der katholischen Kirche, insbesondere der letzten Päpste Benedikt XVI. und Franziskus, zu allen Fragen des Minderheitenschutzes im Sinne der Achtung der Menschenwürde. Er widmet sich der Evangelischen Kirche und geht noch einmal auf die wegweisende Bedeutung der Ostdenkschrift ein, die auch

ein zutiefst notwendiges Seelsorgeanliegen für die Vertriebenen formulierte, und er schließt mit einem Plädoyer für die Ächtung von Vertreibungen, für ein natürliches Heimatbewusstsein und einen auf christlichen Wurzeln fußenden Patriotismus als beste Grundlage für ein friedliches europäisches und globales Zusammenleben: „Die Europäische Union ist nur dann eine glaubwürdige Wertegemeinschaft, wenn die Würde jedes Menschen auf der Grundlage unseres christlichen Wertefundaments

auch mit Blick auf religiöse oder nationale Minderheiten Maßstab für jeder Politik ist“.

Das Buch wird ergänzt durch ein kurzgefasstes Literaturverzeichnis, ein Personen- und ein Ortsregister. Zusätzlich wären sicher eine Übersichtskarte und ein Zeitplan für jüngere Leser nützlich gewesen.

*Klaus Weigelt (KK)*

*Hartmut Koschyk: Heimat – Identität – Glaube. Vertriebene – Aussiedler – Minderheiten im Spannungsfeld von Zeitgeschichte und Politik. St. Ottilien 2018, 463 Seiten.*

## **Die Heimat, die man verloren hat, erschreiben**

Schriftsteller in Exil und Innerer Emigration als Gegenstand eines internationalen Germanistenkongresses in Polen

Bereits zum zweiten Mal fand ein internationaler Germanistenkongress zum Thema „Exilliteratur und Innere Emigration“ in Polen statt. 2014 war der Veranstaltungsort die Universität Posen, 2017 war es die Universität Lodz. Veranstalter waren die Universitäten Lodz, Posen, Königsberg/Kaliningrad, Gießen und Vechta und die

Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft (IEWG).

Bei wissenschaftlichen Kongressen ist ein internationaler Standard bezüglich der Anzahl der Referenten vorgeschrieben. In Lodz wurden 23 Vorträge zu dem Thema „Schriftsteller in Exil und Innerer Emigration. Literarische Widerstandspotentiale und



*Die Maschine, deren Bedienung die höchste Anstrengung erfordert, produziert keinen Marktwert, sondern Werte: Hermann Broch*

Bilder: Archiv



Wirkungschancen ihrer Werke“ gehalten, und es war erfreulich zu erleben, dass eine große Anzahl junger Gelehrter sich mit dieser Materie beschäftigen. In dem folgenden Bericht muss jedoch eine Auswahl getroffen werden.

Paul Michael Lützeler aus St. Louis ging auf die Begriffe „Exil“, „Emigration“ und „Innere Emigration“ ein, die noch immer nicht endgültig definiert sind. Das Exil widerfährt dem Menschen durch Fremdbestimmung, es ist eine Verbannung. Der Emigrant verlässt sein Land ohne die Absicht einer Rückkehr, auf die der Verbannte noch hofft.

Eine solche Unterscheidung wäre auch bei den Begriffen „Innere Emigration“ und „Inneres Exil“ erforderlich. Lützeler stellte in seinem Vortrag „Inneres Exil: Hermann Brochs Völkerbund-Resolution von 1937 im Kontext“ einen Schriftsteller vor, der in einem „doppelten Exil“ lebte. Hermann Broch (1886–1951) wurde 1938 bei der Besetzung Österreichs inhaftiert, kam mit Hilfe ausländischer Freunde frei und emigrierte 1938 in die USA. Als Schriftsteller erlebte er einen Publikationsbruch, seine geistige Heimat verlor er durch den Werteverfall einer bürgerlichen Gesellschaft. Der Referent legte ausführlich dar, dass Broch in der Resolution zum Völkerbund Begriffe wie „Menschenwürde“ und „Menschenrechte“ gebrauchte und definierte, die erst zehn Jahre später durch die Vereinten Nationen deklariert wurden. Den Tatbestand der „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ machte er deutlich, der erst später beim Internationalen Gerichtshof festgelegt wurde.

Hermann Broch ist ein „Opfer des Exils“ wie Thomas und Heinrich Mann sowie Stefan Zweig. „Das Vaterland des echten Schriftstellers ist seine Sprache. Ihm allein ist die Gnade zuteil geworden, seine Heimat mit sich zu führen.“ Unter dieses Zitat stellte

**Das Exil widerfährt dem Menschen durch Fremdbestimmung, es ist eine Verbannung. Der Emigrant verlässt sein Land ohne die Absicht einer Rückkehr, auf die der Verbannte hofft.**

Marcin Golaszewski von der Universität Lodz, der Organisator des Kongresses, seinen Vortrag „Die Heimat, das Eigene und das Fremde in den Feuilletons von Joseph Roth“. Aber den vertrauten Sprachraum verlassen zu müssen war für die Exilautorinnen ein existentieller Verlust. In dem Vortrag von Andreas Solbach aus Mainz, „Thomas Mann in den politischen Auseinandersetzungen im Exil und in der Nachkriegszeit“, wurde deutlich, dass dieser sich als „Repräsentant der Literatur“ sah, erst recht nach der Verleihung des Nobelpreises 1929. Das Jahr 1933 habe ihn in seine größte

Lebens- und Schaffenskrise gestürzt. Sein Statement: „Wo ich bin, ist die deutsche Kultur“, dürfe nicht als Anmaßung verstanden werden, sondern als „Schlachtruf“ im Kampf für ein „gutes Deutschland“.

Stefan Zweig, geboren 1881 in Wien, wurde von Anna Wilk aus Lodz als Pazifist und Europäer vorgestellt. Seine Bücher wurden 1933 verbrannt, obwohl er nie etwas gegen Deutschland geschrieben hatte. Aber er war Jude, emigrierte 1938 nach England, von dort 1941 nach

Brasilien, wo er sich 1942 das Leben nahm. Die Referentin charakterisierte einen Kosmopoliten, der Europa als seine Heimat empfand in einer Zeit, als der Kontinent noch nationalistisch eingeteilt war. Stefan Zweig zerbrach, als seine „geistige Heimat Europa“ der Barbarei verfiel.

Michail Bulgakow (1891–1940) wurde ein Opfer Stalins. Sein Roman „Der Meister und Margarita“ und seine phantastischen Erzählungen sind Weltliteratur, 2001 erschienen seine Tagebücher, die 1936 beschlagnahmt worden waren, seinerzeit ein schweres Trauma für Bulgakow. Stalin schützte ihn einerseits, zerstörte aber andererseits seine Karriere, ein zynisches Spiel, an dem der Dichter schließlich



*Der große, nicht unbekannte Michail Bulgakow*

zerbrach. Jochen Klepper (1903–1942) wurde ein Opfer des Rassenwahns, weil er mit einer jüdischen Frau verheiratet war, mit der er 1942 Selbstmord beging. Nach dem Krieg kritisierte man ihn hart, weil sein Roman „Der Vater“ Wehrmachtslektüre gewesen war und er selbst Dienst bei der Wehrmacht getan hatte. Besonders aus der Schweiz sollen böse Worte gekommen sein, so die Referentin Anna Szyndler aus Czestochowa, die bei beiden Autoren die Tagebücher in den Mittelpunkt stellte. Klepper war vielleicht in zweifacher Hinsicht ein Opfer, einmal ein Opfer des Rassenwahns und später wiederum der Fama, die ihm den Opferstatus absprechen wollte.

Auch die Überlebenden, die „sich zu arrangieren versuchten“, wurden letztlich Opfer dieses totalitären Systems. Josef Weinheber (1892–1945), den Jörg Thunecke aus Nottingham vorstellte, bezahlte auch mit seinem Leben. Der begabte Lyriker feierte den Anschluss Österreichs 1938 mit dem Gedicht „Hymnus auf die Heimkehr“, arbeitete bei der österreichischen Kulturzeitung „Der Turm“ mit und könne, so der Referent, durchaus als „NS-linientreu“ gelten. Andererseits wurde ihm aufgrund kritischer Äußerungen mehrmals mit der Einweisung

nach Dachau gedroht. Der Referent sprach in Zusammenhang mit seinem traurigen Ende von „Reue“, die vielleicht auch eine Art innere Emigration darstelle. Die Nachgeborenen sollten mit einer Verurteilung zurückhaltend sein.

Weinheber hat von den Nationalsozialisten zahlreiche Ehrungen erhalten, ein Beispiel für eine Verführung, der andere widerstanden haben. Leo Weismantel (1888–1964), heute nur noch regional bekannt, wurde von den Machthabern ähnlich umworben wie Ernst Wiechert, aus dessen Werken man „Blut und Boden“-Thematik herauslesen wollte. Weismantel hing einer romantischen Idee vom Deutschen Reich des Mittelalters an, die an Novalis erinnert. Beide zogen sich den Unmut der Machthaber zu, wurden inhaftiert, Weismantel allerdings nur wenige Tage, und können der „Inneren Emigration“ zugerechnet werden.

Dafür bietet auch der Schriftsteller Friedrich Reck-Malleczewens (1884–1945) ein Beispiel, dessen „literarischen Kampf gegen das NS-Regime“ Joachim Kuroпка aus Vechta vorstellte. Dieser Autor wendete die „Verschleierungstaktik“ an, indem er historische Stoffe wählte, so in seinem Roman „Bockelson“, der die Wiedertäufer in Münster behandelt, oder in dem Drama „Charlotte Corday“ über die Mörderin von Jean Paul Marat. Das Regime habe das nicht gemerkt, Freunde warnten ihn jedoch vor der Denunziation, was aus seinen Tagebüchern hervorgeht, die er vergraben hat und die 1947 posthum herausgegeben wurden. Die Warnungen waren begründet, 1944 wurde der Mediziner und Offizier verhaftet und starb im Februar 1945 in Dachau.

Ernst Wiechert (1887–1950) begab sich nach seinem eigenen Zeugnis in die „Innere Emigration“. Nach seinem Protest gegen die Einweisung von Pastor Martin Niemöller ins Konzentrationslager wurde er am 6. Mai 1938 verhaftet und von Anfang Juli bis Ende August 1938 im KZ Buchenwald gefangen gehalten. Bis 1945 stand er unter

Gestapo-Aufsicht, hatte zwar kein Schreibverbot, erfuhr aber Beschränkungen. Seine KZ-Erfahrungen schildert er in dem Bericht „Der Totenwald“, der 1945 erschien. Leonore Krenzlin aus Berlin referierte über „Arrangement und Widerstand? Zum literarischen Umgang mit der KZ-Erfahrung bei Ernst Wiechert“. Sie stellte heraus, dass Wiechert die verstörende Begegnung mit dem „Unmenschen“ dichterisch wandeln konnte.

Wladimir Gilmanov aus Königsberg/Kaliningrad stellte den Bericht „Der Totenwald“ in den Mittelpunkt. Er suchte gerade in dem Dokumentartext nach einem „erlösenden Wort“, das in dem „Totenwald der bestialischen Entmenschlichung“ Hoffnung wecken kann. Gilmanov sprach von einem „geheimnisvollen Etwas“, das in einer „dämonischen Namensverwirrung“ „den Buchenwald zum Totenwald“ verwandelt. Es ist, vereinfacht ausgedrückt, die Anlage in jedem Menschen, zum „Brudermörder“ zu werden, wenn er dem Wahn des Übermenschen, des „Menschengottes“ verfällt. Wiecherts „Anruf aus dem Totenwald des Daseins“, so der Titel des Vortrages, wäre demnach der Aufruf zur Selbsterkenntnis, zum Mut, in die eigenen Seelenabgründe zu schauen.

Opfer forderte, Schäden verursachte das Dritte Reich auch nach seinem Untergang. Ricarda Huch (1864–1947) setzte sich nach Kriegsende für die Würdigung der Widerstandskämpfer, besonders der Geschwister Scholl ein. Gabriella Jelitto-Piechulik aus Lodz schilderte den harten Kampf dieser bedeutenden Literatin und Historikerin. Trotz des Vorwurfs der „Landesverräterin“ stand sie zu ihrer Pflicht den Hingerichteten gegenüber, die aus Liebe zu ihrem Vaterland gehandelt hatten. Andrea Rudolf aus Oppeln stellte die Autorin Ilse Langner vor, deren Drama „Angst“ sich mit Schuldfragen nach dem Krieg auseinandersetzt, und Sigurd P. Scheichl aus Innsbruck legte den Teilnehmern das Gedicht „Nachruf“ von Guenther Anders vom Oktober 1945 vor, das die ganze Unfassbarkeit der Mordmaschinerie aufzeigt.

Die Ergebnisse der Tagung werden in einem entsprechenden Band zugänglich sein, die Früchte für Wissenschaft und Forschung waren zufriedenstellend. Aber wichtiger ist wohl doch die Hoffnung, derartige Veranstaltungen mögen dazu beitragen, dass, so Gilmanov, „der Mensch die dämonischen Schattenwege des Totenwaldes verlassen wird“.

*Bärbel Beutner (KK)*

## **Ein Museum hat nicht museal zu sein**

Deutsch-polnisches Kuratorentreffen im Haus Schlesien

Das Tagungsformat des intensiven Fach-Austausches zwischen Vertretern verschiedener Museen aus Deutschland und Polen hat sich – so der Tenor der Teilnehmer – als „sehr inspirierend und ertragreich“ erwiesen. Das Dokumentations- und Informationszentrum in Königswinter hat vor kurzem die nunmehr dritte Kuratoren-Tagung abgehalten, sie stieß ebenfalls auf gute Resonanz.

Die jüngste deutsch-polnische Arbeitstagung für die Kuratoren aus Museen und Kultureinrichtungen beider Länder wurde von Silke Findeisen, der Mitarbeiterin des Hauses Schlesien, organisiert und moderiert. In Anlehnung an die aktuelle Ausstellung „Typisch schlesisch!?!“, die noch bis zum 22. April im Museum gezeigt wird, beschäftigten sich die Teilnehmer mit Fragen nach der schlesischen Identität, dem



*Der Tisch ist eckig,  
die Säule rund –  
und so waren auch  
die Gespräche an  
dem Tisch*

Bild: der Autor

Regionalbewusstsein in Schlesien und den Nachbarregionen sowie mit allgemeinen Aspekten der regionalen Verwurzelung und dem Bewahren von regionalen Traditionen und Erinnerungen.

Der Themenbogen der Tagung war breit gespannt und reichte von den Traditionen der Niederschlesier und den Besonderheiten der schlesischen Stadt Görlitz bis hin zur Bedeutung der Weinbautradition in der Region Grünberg. Vorgestellt wurden auch konkrete Projekte und Einrichtungen, die sich darum bemühen, die regionale Identität zu bewahren oder gar erst erfahrbar zu machen. Das umfangreiche Vortragsprogramm war in drei Themenblöcke gegliedert und verlief mit Unterstützung des bewährten Dolmetschers und Mitorganisators Edward Borowski aus Jauer/Jawor zweisprachig. Es ging um Beiträge rund um die Schwerpunkte „Schlesische Identitäten“, „Förderung des Regionalbewusstseins durch Kultur- und Bildungsarbeit“ sowie „Brauchtum und Esskultur als Indikatoren regionaler Identität“. Ein Besuch der Stiftung Konrad-Adenauer-Haus in Rhöndorf und der Erfahrungsaustausch mit den dortigen Kollegen rundete die Veranstaltung ab.

Henryk Dumin vom Riesengebirgsmuseum in Hirschberg / Muzeum Karkonoskie w Je-

leniej Gorze sprach über „Die Phänomene der Beständigkeit. Regionale Traditionen im Leben der örtlichen Gemeinschaften Niederschlesiens“. Der Referent betonte, dass im Gegensatz zu der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg heute alle Differenzen, die früher belastend wirkten, für einen individuellen Vorteil gehalten werden.

„Das im Jahre 1984 in den Kulturzentren des südwestlichen Teiles Niederschlesiens eingeführte Programm zum Schutz der kulturellen Tradition des Dorfes wurde zur Richtschnur in den über 40 regionalen Kultureinrichtungen. Die Hauptbestandteile des Programms werden bis heute umgesetzt. Es richtet sich an Gesangsgruppen, dörfliche Theaterensembles, aber auch an Einzeldarsteller“, betonte Dumin in seiner Präsentation.

Dr. Martina Pietsch vom Schlesischen Museum zu Görlitz bot einen reich illustrierten Vortrag mit dem Titel „Görlitz in Schlesien, Schlesisches in Görlitz“. „Die Besonderheit ist, dass sich unser Museum in einer Stadt befindet, die in dem restlichen, 1945 bei Deutschland verbliebenen kleinen Teil Schlesiens westlich der Neiße, also westlich der deutsch-polnischen Grenze liegt. Somit haben wir eine besonders günstige Ausgangssituation für die Museumsarbeit innerhalb Deutschlands“, so Dr. Pietsch. Die

Tagungsteilnehmer erfuhren, dass in Görlitz die schlesische Geschichte nicht allein als die Vergangenheit eines Landes dargestellt wird, das heute hinter einer Staatsgrenze liegt, sondern dass diese auch in die Lokal- und Regionalgeschichte reicht. „Wir sind ein deutsches Museum in Schlesien“, betont Dr. Pietsch.

Eine weitere Partnerinstitution, die mit Haus Schlesien in der Gestaltung von gemeinsamen Ausstellungen eng zusammenarbeitet, ist das Kreismuseum Neisse/ Muzeum Powiatowe w Nysie. Der Museumsleiter Edward Halajko referierte zum Thema „Schlesien – aber wo liegt es?“ Halajko versuchte am Beispiel des Kreises Neisse Hinweise auf das Regionalbewusstsein und auf die schlesischen Identitäten herauszuarbeiten. Der Referent stellte Besonderheiten der Bevölkerung in der östlichen Region Polens (Woiwodschaft Schlesien und ein Teil der Woiwodschaft Oppeln) und jener im westlichen Landesteil (ein Restgebiet des Oppelner Landes und Niederschlesien) gegenüber. Es steht fest, dass vor allem in den ländlichen Ost-Gebieten die Schlesier überwiegen, deren Wurzeln einige Generationen zurückreichen. Die schlesische Tradition ist dort naturgemäß immer noch lebendig. Im Westen wiederum wurden infolge des Bevölkerungsaustausches Menschen angesiedelt, deren Wurzeln außerhalb Schlesiens liegen.

Grzegorz Studnicki vom Museum des Teschener Schlesien/ Muzeum Slaska Cieszynskiego w Cieszynie informierte über Aspekte der Identität dieses Landstrichs.

In seinem Vortrag „Eine Region zwischen den Identitäten. Die Projekte des Kulturreferenten für Oberschlesien“ zeigte Vasco Kretschmann die ethnische, nationale, kulturelle, sprachliche und soziale Vielschichtigkeit auf, die die Bewohnerschaft

weitgehend geprägt hat. Der seit kurzem am Oberschlesischen Landesmuseum in Ratingen tätige Kulturreferent betonte: „Viele Oberschlesier fühlen sich bis heute sowohl als Polen als auch als Deutsche und pflegen eine regionale Identität“, so dass, „grob gesagt, Oberschlesien eine regionale, eine polnische und eine deutsche Identität hat“.

Den regen Erfahrungsaustausch der Kuratoren ergänzten weitere Referenten. Marcin Makuch vom Muzeum Miedzi w Legnicy bot den Beitrag „Auf der Suche nach eigener Identität. Die Bedeutung des Nachlasses des Liegnitzer Malers Walter Bayer“. Sonja Wissing von der Bezirksregierung Münster sprach über den NRW-Schülerwettbewerb „Begegnung mit Osteuropa“. Dr. Sabine Grabowski vom Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf, referierte über „Verlorene Dörfer in Masuren“. Kornelius Ens vom Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte, Detmold, stellte die „Integration und Identität

der Deutschen aus Russland als Aufgabe und Herausforderung des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold“ in den Fokus seines Vortrages. Patricia Erkenberg vom Haus des Deutschen Ostens, München, begab sich „Auf Spurensuche in einer bayerischen Behörde. Identitätserhalt und Identitätsfindung im Münchner Haus des Deutschen Ostens“

Zum Themenblock „Brauchtum und Esskultur als Indikatoren regionaler Identität“ trugen Arkadiusz Muła, Muzeum Regionalne w Jaworze, mit dem Vortrag „Regionale Ess- und Trinkspezialitäten als Bestandteil der Identität der Schlesier“ und Arkadiusz Cincio vom Muzeum Ziemi Lubuskiej w Zielonej Górze mit dem Referat „Schlesisch oder lebusisch? Kulturelle Identität der Weinbauregion Grünberg“ bei.

*Dieter Göllner (KK)*

**Viele Oberschlesier fühlen sich bis heute sowohl als Polen als auch als Deutsche und pflegen eine regionale Identität. So hat Oberschlesien derer drei.**

## „Ganz echte Deutsche“

Das Donauschwäbische Zentralmuseum horcht Martin Opitz nach

Als der Barockdichter Martin Opitz auf der Flucht vor dem Dreißigjährigen Krieg an den Fuß der Karpaten gelangte, wunderte er sich, fern der Heimat „ganz echte Deutsche“ anzutreffen: Es war die gut organisierte deutschsprachige Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen. Fakt ist: So mancher, der heute durch das Land um den Karpatenbogen reist, könnte ähnlich überrascht sein. Der Grund: Hier leben immer noch Siebenbürger Sachsen, Banater und Sathmarer Schwaben, Landler, Zipser, Buchenland-, Bergland- und Dobrudscha-deutsche. Ihre Vorfahren kamen zu unterschiedlichen Zeiten aus verschiedenen Gebieten in das heutige Rumänien.

Ihnen widmen das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien und die deutsche Botschaft in Bukarest eine umfassende Ausstellung. Bildreich und informativ umspannt sie einen Zeitraum vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Die lebensweltliche Vielfalt, das Gemeinwesen und das reiche Kulturerbe der Minderheit sind dabei ebenso Thema wie ihre Rolle als Vermittler in Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft.

Ein Teil deutsch-rumänischer Geschichte spiegelt sich übrigens in der Sammlung des Donauschwäbischen Zentralmuseums wider. Mitgenommenes und Zurückgelassenes, als Erinnerung Aufbewahrtes und



*Die Sonne bringt es an den Tag – und ins Bild: Dorflandschaft von Georg Haller*

Bild: Museum, aus der Ausstellung

zum Abschied Geschenktes, leidenschaftlich Gesammeltes und zufällig Erhaltenes kam über teils verschlungene Wege in das Museum. Eine Auswahl davon wird nun erstmals ausgestellt.

Zeitgleich mit der Vernissage der Hauptausstellung am 19. Februar – bei der Esther Kretzinger (Sopran) und Georges-Emmanuel Schneider (Violine) für die musikalische Umrahmung sorgten – wurde im DZM Ulm auch eine Ausstellung zum Werk des Künstlers Georg Haller eröffnet.

Georg Haller ist einer der wenigen sathmarschwäbischen Künstler des frühen 20. Jahrhunderts. In seinen Bildern hielt er ländliche Szenen im Stil der zeitgenössischen Genremalerei fest. Dorfgassen, Einsiedlerhöfe, Weiden, Wälder und winterliche Szenen waren seine Motive. Haller war ein hervorragender Grafiker und Aquarellist, seine Werke zeugen von sicherem Können, Selbstdisziplin und Offenheit. 1914 besuchte er die ungarische Künstlerkolonie in Nagybánya/Baia Mare. Inspiriert durch die jungen Künstler dort wurden seine Bilder dynamischer, farbenfroher, mutiger.

Georg Haller kam 1883 in dem von Schwaben bewohnten Dorf Terem im ungarischen Komitat Sathmar in einer bäuerlichen Familie zur Welt. Nach dem Gymnasium in Sathmar (Satu Mare, heute Rumänien) studierte er an der Königlichen Kunsthoch-

schule in Budapest. Später arbeitete er als Kunstlehrer am Piaristengymnasium und wohnte bis zu seinem frühen Lebensende 1934 in dem deutsch geprägten Dorf Kleinteting nahe Buda.

Seine Werke befinden sich heute im Besitz seiner Tochter Maria Haller, die in Budapest lebt. Für die Ausstellung stellt sie dem DZM eine Auswahl seiner Gemälde zur Verfügung, wodurch das Werk des zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Künstlers erstmals einem deutschen Publikum zugänglich wird.

In der Folge sind zahlreiche begleitende Veranstaltungen vorgesehen. Führungen mit Rita Siegmund (Siebenbürgen/Ulm) gibt es immer sonntags, 14 Uhr (11. und 25. März, 8. und 22. April, 13. und 27. Mai). Für den 11. April ist das Expertengespräch „Doppelte Identität? Französische Schwabendorfer im Banat“ mit dem Journalisten Ernst Meinhardt (Deutsche Welle, Berlin) geplant. Am 19. April findet eine Lesung und ein Gespräch zum Thema „Die Spitzen-Elf / Primul unsprezece – junge Lyrik aus Rumänien“ mit dem Herausgeber Bogdan Cosa (Bukarest) und dem Verleger Thomas Zehender (danubebooks Verlag Ulm) statt. Für den 19. bis 21. Mai sind die Heimattage der Banater Schwaben in Ulm, „Nach dem Fest das Fest“, anberaumt.

*D. G. (KK)*

## **Im Glas sieht man die ganze Stadt**

Rheinbach feiert seine Glasfachschule, sein Glasmuseum und sich

Die „Glasstadt“ Rheinbach rüstet sich für zwei bedeutende Jubiläen: Im April wird die Glasfachschule 70, im September das Glasmuseum 50 Jahre alt.

Das ist ein guter Anlass dafür, dass die beiden Institutionen die Höhepunkte ihrer Entwicklung Revue passieren lassen und auch in die Gegenwart und Zukunft blicken.

Verständlich, dass man vor allem der vertriebenen sudetendeutschen Glasveredler-Familien gedenkt, denen die Gründung der Schule, des Museums und insgesamt die Begründung der Glaskompetenz in der Eifelstadt zu verdanken ist.

Als zentrales Projekt des umfangreichen Veranstaltungsprogramms gilt die groß-

angelegte Ausstellung im Glasmuseum „50 Jahre – 50 Gläser“. Anhand von 50 ausgewählten Exponaten will man die Entwicklung der Sammlung illustrieren und parallel dazu auch die Chronologie der Sonderausstellungen des Hauses aufzeigen. Geplant ist auch die Veröffentlichung eines informativen Begleitkataloges zur Jubiläumsausstellung. Selbst wenn in der Publikation die ausgestellten Gläser für das fachlich orientierte Publikum detailliert beschrieben werden, bekommen diesmal auch sogenannte „Ausstellungspaten“ die Möglichkeit, sich am Projekt zu beteiligen. Laut einer Idee der vom Museumsbeirat eingesetzten Arbeitsgruppe soll für jedes Glas ein „Pate“ gefunden werden, der seine persönlichen Gedanken und Empfindungen zu dem auserwählten Exponat niederschreiben soll.

Der Plan sieht vor, dass für jedes der von Helga Feuser-Strasdas und Gisela Petersdorff aus der Jubiläumsarbeitsgruppe zusammen mit der Museumleiterin Dr. Ruth Fabritius ausgesuchten 50 Gläser eine Doppelseite entstehen wird – rechts mit der fachlich-kunsthistorischen Beschreibung, links mit dem persönlichen Beitrag beziehungsweise mit dem Bezug des Paten zum jeweiligen Exponat. Die Mitglieder des Vereins „Freunde edlen Glases“ wie auch die Museumsleitung leisten bei Bedarf redaktionelle Hilfestellung.

Mit diesem außergewöhnlichen Projekt soll eine größere Identifizierung der Bevölkerung mit ihrer „Glasstadt“ erreicht werden. Darüber hinaus soll der Katalog so gestaltet werden, dass er auch für Laien interessant ist. 50 Rheinbacher Persönlichkeiten des kulturellen, sozialen und politischen Lebens folgten der Einladung von Bürgermeister Stefan Raetz und übernahmen eine Patenschaft für eines der Exponate. Die Paten stammen aus der Rheinbacher Bevölkerung, wobei sich die wichtigsten gesellschaftlichen Gruppen in der Auswahl wiederfinden.



*Wenn man wählen könnte: ein Glas von 50*  
Bild: Dieter Göllner

Das erste Treffen der Ausstellungspaten mit Museumsleiterin Dr. Ruth Fabritius, dem Beiratsvorsitzenden Helmut Nikolaus und Joachim Strasdas, dem Vorsitzenden der „Freunde edlen Glases“ e. V., war besonders spannend, da sich herausstellte, dass gleich mehrere Interessenten das eine oder andere Ausstellungsstück bevorzugten. Arnd Pötter, der als Mitglied des Fördervereins mit den 50 Personen vorab gesprochen hatte, gab organisatorische Hinweise. Das Spektrum der Ausstellungsstücke reicht von historischen Gläsern über Studioglasobjekte bis hin zu Wandbildern. Schließlich waren alle Anwesenden mit „ihrem“ Stück zufrieden.

In Textildruck ausgeführte Fotos der Exponate werden auch in den Rheinbacher Geschäften zu sehen sein und tragen somit die Jubiläumsausstellung ins Stadtbild.

(KK)



## Karls-Kardinal

### Europäischer Karlspreis der Sudetendeutschen für Christoph Schönborn

Der Europäische Karlspreis der Sudetendeutschen wird dieses Jahr am Pfingstsonntag, dem 19. Mai, in Augsburg an den Wiener Kardinal Christoph Schönborn verliehen, der 1945 mit seiner Mutter und zwei älteren Brüdern aus dem nordböhmischen Skalken bei Leitmeritz nach Österreich vertrieben wurde. Der Vorsitzende der Österreichischen Bischofskonferenz, der der böhmischen Linie eines Adelsgeschlechtes entstammt, das im Heiligen Römischen Reich mehrere bedeutende Bischöfe stellte, hat gemeinsam mit dem späteren Papst Benedikt XVI. den aktuellen Weltkatechismus der Katholischen Kirche erarbeitet und

zählt zu den bedeutendsten Theologen der Gegenwart. Der Dominikanermönch hat an der Hochschule des Ordens in Bornheim-Walberberg, in Wien und in Paris studiert sowie später an der Universität Fribourg in der Schweiz Dogmatik gelehrt.

Der Sprecher, also oberste politische Repräsentant der Sudetendeutschen Volksgruppe, der CSU-Europapolitiker Bernd Posselt, begründete die Auszeichnung für den Wiener Erzbischof mit den Worten: „Kardinal Schönborn hat sich in zahlreichen Aktivitäten, Schriften und Predigten nachdrücklich für die europäische Einigung, für die Völkerverständigung sowie für die christliche Erneuerung unserer europäischen Kultur eingesetzt. Mit klaren Worten hat er vielfach die Vertreibung verurteilt und sich unerschrocken für Frieden und Menschenrechte eingesetzt, auch wenn er damit auf Vorurteile und Widerspruch stieß. Wir sind stolz auf diesen Landsmann, dessen Vater, Graf Hugo Damian Schönborn, Widerstand gegen die Nationalsozialisten leistete und dessen in Brünn als Baronin Doblhoff geborene Mutter Eleonore aufrecht und tapfer das klassische Schicksal einer Vertriebenenfamilie gemeistert hat.“

Ein eindrucksvolles Zeichen für die Brücken, die Schönborn schon frühzeitig zum tschechischen Volk und zur tschechischen Kirche geschlagen habe, sei die Tatsache, dass unter den Mitkonsekratoren seiner Bischofsweihe am 29. September 1991 im Wiener Stephansdom der Brünner Bischof Vojtech Církle gewesen sei.

Der Europäische Karlspreis der Sudetendeutschen erinnert an den böhmischen König und römisch-deutschen Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg und wird jährlich beim Pfingsttreffen der nach 1945 aus der heutigen Tschechischen Republik



*Christ sein bedeutet Freude und Freundlichkeit: Kardinal Christoph Schönborn*

Bild: Wikimedia Commons

vertriebenen Sudetendeutschen und ihrer Nachkommen für „Verdienste um eine gerechte Völkerordnung in Mitteleuropa“ verliehen.

Bisherige Preisträger waren u. a. die österreichischen Bundeskanzler Julius Raab und Wolfgang Schüssel, der deutsche Bundespräsident Karl Carstens und der slowakische Staatspräsident Rudolf Schuster, die bayerischen Ministerpräsidenten Alfons Goppel, Franz Josef Strauß, Edmund Stoiber und Horst Seehofer, der belgische Premierminister Leo Tindemans, der tschechische Bürgerrechtler und Mitbegründer der Grünen in Deutschland Milan Horáček, der ehemalige KZ-Häftling in Auschwitz und Dachau Max Mannheimer,

der ungarische Kardinal Josef Mindszenty und der tschechische Bischof Josef Koukl, der Gründer der Paneuropa-Bewegung, Richard Coudenhove-Kalergi, und sein Nachfolger Otto von Habsburg, der frühere Sprecher der tschechoslowakischen Freiheitsbewegung „Charta 77“, Petr Uhl, und der Vater des Euro, Theo Waigel, die großen Sozialdemokraten Wilhelm Högner, Wenzel Jaksch und Volkmar Gabert, die Landeshauptmänner Silvius Magnago, Luis Durnwalder (beide Südtirol) und Josef Pühringer (Oberösterreich), der österreichische Vizekanzler und Außenminister Alois Mock sowie die Fürsten Franz Josef II. und Hans Adam II. von Liechtenstein.

(KK)

## **Einige Gründe, Deutsch zu mögen**

Tagung zur Karwoche auf dem Heiligenhof

Kulturelle, historische, politische Bildung und persönliche Begegnung sind Aufgaben und Anliegen der Akademie Mitteleuropa im Heiligenhof in Bad Kissingen. Zielgruppe einer Veranstaltung in der Karwoche vom 25. bis zum 29. März sind Jugendliche ab 16 Jahren und Studierende verschiedener Fachrichtungen mit guten Deutschkenntnissen aus Ungarn, Rumänien, Tschechien und anderen Ländern sowie deutsche Teilnehmer. Die Vortragssprache ist Deutsch.

Vorträge haben zugesagt Ulrich Feldmann: Sicherheitspolitische Herausforderungen für Europa – Krisenherde der Welt; Professor Dr. Csaba Földes: Stellenwert und Bedeutung der deutschen Sprache in Ostmitteleuropa; Dr. Jan Capek: Einige Gründe, Deutsch zu mögen; Dr. Meinolf Arens: „Europadämmerung“, Mythos oder Realität? Ursachen und Folgen der neuen Gräben und Konfliktlinien zwischen Ost und West; Herbert Danzer: Putins Russland und seine Rolle in der Weltpolitik; Dr. Karel Vodicka:

Der postkommunistische EU-Raum; Dr. Lenka Matuskova: Reflexion der bayrisch-böhmischen Nachbarschaft; Dr. Victoria Harms: Vom Kalten Krieg zur neuen Eiszeit: Deutsch-ungarische Beziehungen von 1945 bis heute; Professor Dr. András Balogh: Massenmigration und die Sprache der Massenmedien in Deutschland.

Die Kosten betragen 50 Euro einschließlich Unterkunft, Verpflegung und Programmkosten. Für ostmitteleuropäische Teilnehmende können Reisekostenzuschüsse gewährt werden. Die genauen Konditionen sind beim Veranstalter zu erfragen. Das vollständige Tagungsprogramm sowie ein Anmeldeformular können ebenfalls angefordert werden. Anfragen und Anmeldungen sind spätestens bis zum 15. März 2018 zu richten an: Der Heiligenhof/Akademie Mitteleuropa, Kennwort: „Zukunft Miteinander“, Alte Euerdorfer Straße 1, 97688 Bad Kissingen, hoertler@heilighof.de.

(KK)

## Gulasch- und andere Kanonen

*György Dalos: 1968: „Stimmung durchschnittlich“. Eine Montage. Wieser Verlag, Klagenfurt/Celovec 2017, 14,95 Euro*

Von den ehemals aktiven Achtundsechzigern weiß man, dass sie in die Jahre gekommen sind. Nun ist das Datum selber dran. In diesem Jahr wird vielerorts und vielfach des Jahres 1968 gedacht. Natürlich auch in Büchern. Einen Frühstart, der freilich nicht zur Disqualifikation geführt hat – jedenfalls nicht aus Sicht des Rezensenten –, hat György Dalos geliefert. Noch vor Weihnachten 2017 erschien sein einschlägiges Buch

Die Montage beginnt mit der Silvesterfeier 1967. Die „Gruppe Ungarischer Revolutionärer Kommunisten“ lädt ein. Zunächst werden Minister ernannt. Das Besondere: Der Innenminister erteilt z. B. die Erlaubnis, das Zimmer zu verlassen, der Außenminister soll mit den anderen Hausbewohnern verhandeln, wenn diese sich über zu viel Lärm beschweren. Und der Minister für Schwerindustrie etwa ist für ausreichend Essen und Trinken zuständig. Klingt lustig, war es aber nicht. Jedenfalls nicht für die ungarische Staatssicherheit. Da überdies diverse Parteien gegründet wurden, war höchster Alarm angesagt bei den Staatsschützern. Nicht zuletzt wegen deren Hochschätzung für die Kulturrevolution in China. Aber auch deswegen: „Wir machen keinen Hehl daraus, dass unser Ziel der gewaltsame Sturz der sich mit dem Deckmantel des Revisionismus tarnenden bürgerlich-demokratischen Diktatur ist.“

Von außen, also z. B. aus Sicht der damaligen BRD, galt Ungarn als die „lustigste Baracke des Ostblocks“, der „Gulaschkommunismus“ erlaubte schließlich Westreisen. Von wegen lustig. János Kádár regierte mit eiserner Hand, die hier veröffentlichten Protokolle erzählen von der

repressiven Intoleranz der Partei. Noch heute bekommt György Dalos Herzklopfen, wenn er im Protokoll des ihn bespitzelnden IM liest: „Solange er funktioniert, wird er Schaden anrichten. Man muss ihn unschädlich machen.“ Nachvollziehbar. Der Prozess gegen die Gruppe wurde öffentlich geführt, freilich nur für Geladene. Will sagen: Die Zuschauer sollten als Eingeweihte, treu der Sache des Staates, in die Öffentlichkeit wirken. Die Strafen waren unterschiedlich. Der Hauptverantwortliche – in den Augen der Ermittler Gyuri Pór – erhielt zweieinhalb Jahre Haft, alle anderen deutlich weniger, meistens eine Bewährungsstrafe. In einem Parallelverfahren wurden erheblich strengere Strafen ausgesprochen, weil sich unter den Verschwörern Soldaten befunden hatten.

Während zum Jahresanfang 1968 in Ungarn also ein Staatsstreich (?) verhindert wurde, ging es anderswo im Ostblock ganz anders zu. In der Tschechoslowakei wurde der sogenannte Prager Frühling vorbereitet. Ein Sozialismus mit menschlichem Antlitz war das Ziel. Die Folgen sind bekannt.

György Dalos war im Herbst 67 nach fünf Jahren Studium aus Moskau zurückgekommen. Er musste sich sowieso erst einmal orientieren und landete bei der „Gruppe Ungarischer Revolutionärer Kommunisten“. Aber er hegte nun auch solche Gedanken: Eine neue Wohnung, viel Geld verdienen, vielleicht heiraten, einen neuen Gedichtband beim Verlag einreichen. Also lauter Auswüchse von Individualität. Was einerseits zum Klischee vom Gulaschkommunismus passt, andererseits auch jedem Menschen – egal wo – zuzugestehen ist.

Rückblickend stellt György Dalos fest, dass er es einerseits als berauschendes Erlebnis empfand, vom Alltag als Museumsmitarbeiter in die Peripherie der Budapester Intellektuellenszene geraten zu sein, andererseits währte er sich in der romantischen Aura der Verschwörungen angekommen. Ein Effekt war seine zunehmende

Prominenz. Andere Promis, z. B. der kubanische Botschafter, machten ihm ihre Aufwartung. Eine Konsequenz, die er befürchtet hatte: 1964 war sein erster Gedichtband in Ungarn erschienen, sein nächster sollte dort erst 1989 erscheinen. Dazwischen lagen freilich Veröffentlichungen im Westen. Zurück nach Ungarn 1968. Arbeitslos geworden, betreut György Dalos eine jugendliche nordkoreanische Fußballmannschaft als Übersetzer, er übersetzt Literatur aus der DDR, und natürlich verfolgt er wie viele andere die Entwicklung in der Tschechoslowakei und die in der BRD. Liest von Rabehl/Dutschke: Die Rebellion der Studenten. Liest etwas von abflauernder Revolution und dem Rezept dagegen: Man müsse den gordischen Knoten der inneren Krise des Proletariats mit dem Schwert zerschlagen. Die Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem: hier bringt György Dalos sie auf den Punkt. Während also deutsche Studenten die Revolution theoretisch durchdenken, wird in Prag gehandelt. In ungarischen Rundfunkmeldungen klingt das freilich so: „Auf den Straßen von Prag wütet ein erbitterter ideologischer Streit.“

Doch die zentrale Erkenntnis liefert György Dalos ein paar Seiten vorher. Der stellvertretende Direktor des Museum erklärt ihm nach dem Arbeitsgerichtsprozess, den Dalos wegen seiner Entlassung angestrengt hat, lautstark auf der Straße: „Nimm bitte zur Kenntnis, dass es überall einen Staat gibt, auch in China, ob dir das passt oder nicht! Und es gab schon immer einen Staat, schon vor fünftausend Jahren! Und auch in fünftausend Jahren wird es einen geben!“

*Ulrich Schmidt (KK)*

## **Ein erster schlesischer Aderlass**

*Marek Derwich (Hg.): Die Auflösung der Klöster in Preußisch-Schlesien 1810 / Wrocławskie Towarzystwo Miłośników Historii. Wrocław 2016, 523 S., Ill. – Das Kulturerbe der aufgehobenen Klöster; 6*

Mancher Jahrestag erreicht eine größere Öffentlichkeit. An die Aufhebung der schlesischen Klöster durch das Edikt des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. Ende Oktober 1810 erinnerten in Deutschland zwei Ausstellungen.

Die größere veranstaltete das Oberschlesische Landesmuseum in Ratingen mit einer Fülle von bis dahin nicht gezeigten Exponaten zum reichhaltigen Klosterwesen Schlesiens. Eine kleinere Ausstellung, jedoch verbunden mit einem noch verfügbaren Begleitband sowie einer Tagung, veranstaltete das Haus Schlesien in Königswinter. Aus beiden Ausstellungen entstand eine zweisprachige Bannerfassung, die das Thema an zahlreichen Orten in Deutschland sowie den polnischen Landesteilen Schlesiens präsentierte.

Nicht so sehr ins öffentliche Bewusstsein trat, dass im Umfeld des 200. Jahrestags in Breslau eine Tagung stattfand. In der in Polen beliebten Art einer Großveranstaltung, die nur noch ein Abspulen der Referate, aber keinen intensiven Dialog mehr ermöglicht, gab es an drei Tagen in drei Sektionen 90 Vorträge. Immerhin war dies kein Strohfeuer, vielmehr begann damit eine mehrjährige wissenschaftliche Beschäftigung in Breslau.

Seit 2014 erschienen in der dafür eingerichteten Buchreihe „Das Kulturerbe der aufgehobenen Klöster“ unter der verdienstvollen Leitung des Breslauer Universitätsprofessors Marek Derwich insgesamt sieben voluminöse Bände. Es ist nachvollziehbar, dass die Finanzierung in Polen durch die thematische Ausweitung des knapp fünfjährigen Forschungsprogrammes vereinfacht wurde. Der typischerweise etwas gewundene Titel lautete: „Die Klosteraufhebungen auf dem Gebiet der früheren Königlichen Republik der polnischen Krone und des Großfürstentums Litauen sowie Schlesiens vor dem Hintergrund der Säkularisierungsprozesse in Europa“. Bei einer Betrachtung des Kernthemas, nämlich Ablauf und Konsequenzen des Geschehens in Schlesien, wird deutlich, dass sich genügend „grundlegend neue und unbekannte Aspekte behandeln“ lassen.

„Die Problematik von einer neuen, bislang wenig oder gar nicht erforschten Seite dar[zu] stellen“ fällt angesichts der Tagungsbeiträge und weiteren Forschungen leicht. Mit dieser Feststellung beginnt der als eine Art erweiterte Zusammenfassung in deutscher Sprache herausgegebene Abschlussband „Die Auflösung der Klöster in Preußisch-Schlesien 1810“. Es ist dabei dem besonderen Engagement von Dr. Gregor Ploch, dem ehemaligen Mitarbeiter der Stiftung Haus Oberschlesien und damaligen

Kurator der Raterer Sonderausstellung, zu verdanken, dass er als sachkundiger Theologe und Kirchenhistoriker die Übersetzung aus dem Polnischen vorgenommen hat und in dieser seltenen Symbiose hervorragend lesbare Texte entstanden sind.

Das Buch enthält 20 Beiträge, davon 19 Übersetzungen aus den vier Hauptbänden der polnischen Edition. Selbstverständlich geht es um eine Fülle an Details, die hier im Einzelnen nicht vorgestellt werden können. Wichtig ist der Hinweis, dass eine seriöse Diskussion um die Anzahl der aufgehobenen Klöster geführt wird. Damit wird deren Bedeutung und Besitzstand verständlicher. Hinsichtlich ihres Vermögens kommt eine glaubhafte Schätzung auf bis zu 13 Millionen Reichsthaler ohne den Gebäudewert. Überhaupt war eine Vermögensverwertung zugunsten des nach der Niederlage von 1807 und den Kontributionszahlungen auch finanziell schwer angeschlagenen preußischen Staates der eigentliche Anlass zur schlesischen Klosteraufhebung.

Genauere Zahlen zum klammen preußischen Staatshaushalt fehlen. Das hier vorzustellende Buch ist dazu auch keine Wirtschaftsgeschichte. Für den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. 1797 ist von einem Schuldenstand von 48 Millionen Talern auszugehen. Ein erst 1820 von Staatskanzler Hardenberg veröffentlichter Gesamtschuldenstand beläuft sich auf 180 Millionen Taler. Der jährliche Ertragswert des preußischen Domänenbesitzes von 3,4 Millionen sowie der mit 45 Millionen bewertete Grundwert mussten 1807 öffentlich verpfändet werden. Diese Zahlen verdeutlichen die Größenordnung und den finanzpolitischen Rahmen, in dem es lukrativ und opportun erschien, eine gesellschaftliche Gruppe in Schlesien, nämlich die Klöster und den Fürstbischof, zu einem Sonderopfer heranzuziehen.

Zu den immateriellen Folgen gehörten die Veränderungen der Seelsorge in vormaligen Klosterländereien und darüber hinaus des Bildungswesens. Gravierend sind aus späterer Sicht die Kulturgutverluste. Die Klöster waren der älteste Geschichtsspeicher. Ein Staatsarchiv, das die Bestände aufgenommen hätte, bestand nicht. Detaillierter ausgeführt wird durch einige Autoren im vorliegenden Band die Übernahme von ausgewähltem Bibliotheksgut durch den königlichen Säkularisierungskommissar J. G.

G. Büsching. Unter widrigen Bedingungen und mit bald einsetzenden Einschränkungen bei der örtlichen Bestandsakzession konnte er immerhin eine Verbringung von ca. 300 000 Bänden zu der vorgesehenen neuen Schlesischen Zentralbibliothek in Breslau bewirken. Wohl zwei Drittel davon sind alsbald als Dubletten an externe Bibliotheken weitergegeben oder öffentlich veräußert worden.

Wenn der heutige Bestand in der Breslauer Universitätsbibliothek sachkundig gegen 12 000 Bände geschätzt wird, so sind das bloß noch magere vier Prozent. Solche Zahlen machen exemplarisch deutlich, welche immense Kulturgutverluste Schlesien erlitten hat. Andererseits wird auf 500 Akten zum Säkularisierungsgeschehen im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz in Berlin verwiesen, von denen bisher die wenigsten ausgewertet worden sind. Den Verlusten an Büchern und Akten in Breslau am Ende des Zweiten Weltkrieges stehen also in erheblichem Umfang Dokumente gegenüber, deren zukünftige Auswertung das Wissen wiederum anreichern wird.

Aus den Klöstern wurden neue Funktionsgebäude. An Beispielen wie staatlicher Nutzung in Breslau oder dem Umbau des oberschlesischen Zisterzienserkloster Rauden als herzogliches Schloss werden Nutzungsvarianten deutlich. Die Umnutzung als Fabriken (z. B. Grüssau, Trebnitz), für das Militär (z. B. Glogau, Jauer) oder für Schulzwecke (z. B. Glatz, Neisse) wird nicht weiter ausgeführt. Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis, hinsichtlich der Archivangaben weniger zielführend als zum gedruckten Dokumenten- und Sekundärliteraturangebot, sowie Personen- und Ortsindex beschließen den Band.

*Stephan Kaiser (KK)*

## **Liebesentrümpelung**

*Ilse Hehn: Sandhimmel. Lyrik & Übermalungen. edition textfluss, danubebooks, Ulm 2017, 103 S.*

Ausgegangen sei alles von übermalten Fotografien, erzählt Ilse Hehn. Sie wurden in Ausstellungen in Deutschland und in Rumänien gezeigt. Weil es meistens Frauenbildnisse waren, dachte

sie sich: „Lass sie – die Frauen aus den Bildern – sprechen“, die starken, emanzipierten Frauen, die die Liebe regelrecht entrümpeln.

So beginnt der Band, der in diesem Jahr bei danubebooks erschienen ist, mit dem titelgebenden Gedicht „Sandhimmel“, in dem die blutrot übermalte Tänzerin von Otto Dix die Liebe mit einer Portion Sand vergleicht und über ihre Vergänglichkeit meditiert. Der Sommermann von Arcimboldo hingegen ist orange betupft und birst vor Lüsternheit. Hier spricht eine abwesende Frau aus der Position des Winters, die den Sommermann als Lustobjekt ins Auge fasst.

Ilse Hehn hat die Bilder unterschiedlich verfremdet. Picasso ist lila getupft und schwarz herabrinrend; da spricht die Frau von „geschienten Stunden“. Olympia von Manet lugt nackt hervor hinter den roten Rinnsalen, die sich unten im Bild verdichten und ins Schwarze münden. Ihr wurde ein Brief Manets beigelegt. Als würde die Übermalung zum Bild gehören, ist der helle Himmel „Im Mai“ von Fritz Overbeck mit der Blütenpracht weiß bespritzt und leuchtet dadurch noch intensiver. Das beigeordnete Liebesgedicht eines lyrischen Wir versetzt sich in die Frühlingslandschaft hinein: „im Schneefall / pflücken wir in unseren Augen Äpfel / kalt und nass“. Liedhaft und passend zum märchenhaften Chagall, in dem das Liebespaar rot eingekreist wird, klingt das Gedicht „Aus dem Ruder“, in dem es um eine unverständlich gewordene Liebe geht. In „Im Bilde“ spricht die in Gauguins „Café in Arles“ dargestellte Frau, die abgeklärt wirkt und mit „Reim und Mai“ abgeschlossen hat.

Meist bekommen die abgebildeten Personen ein Rederecht, manchmal jedoch spricht die Künstlerin und Autorin über das Bild („Orchester“). Zuweilen beziehen sich die Monologe nicht nur auf das Kunstwerk, sondern metatextuell auch auf das Gedicht, wie bei der weiß schraffierten laufenden Frau von Picasso: „Dir / bleibt mein Körper meine Nacht / dieses Gedicht“. Und so bilden Übermalung und begleitender Text eine Einheit „um uns Spuren von Wörtern / du legst dich in meinen Satz / ich verschweige den Text / wir brauchen uns“.

Zugleich ist es aber auch, neben einigen politischen Gedichten, ein Buch über die verschiedenen Arten von Liebe, denn „Eskimos haben zweiundfünfzig / Ausdrücke für Schnee weil er / für sie wichtig ist / wir haben für die Liebe einen“. Es sind vorwiegend Meditationen,

Entlarvungen einer enttäuschten Liebe, die zur Sprache kommen, aus einer selbstbewussten, wütenden, sarkastischen oder auch ironischen Position heraus: „und ich jag voller Wut / den Krepel durch die Luft / Papier samt Sommerduft // Weiß Gott es tut gut“.

Die Buchausgabe ist sehr schön geworden, man hätte sich jedoch die Titel der Bilder darunter gewünscht, nicht erst am Ende aufgelistet, und sich das Blättern erspart, ein Bildnachweis wurde dabei vergessen.

Formell interessant und abwechslungsreich, sprachlich ein Genuss, sind die Gedichte von Ilse Hehn und ihre Kunstübermalungen eine intermediale Art, sich mit bildender Kunst auseinanderzusetzen und sie in Lyrik zu ‚übersetzen‘, ein origineller und gelungener Dialog der Musen.

*Edith Ottshofski (KK)*

### **„Es fällt nun, Mutter, Schnee in der Ukraine“**

Eine vom Deutschen Kulturforum östliches Europa berufene Jury, der auch zwei ukrainische Vertreterinnen angehörten, wählte Barbara Thériault, Soziologie-Professorin an der Universität Montréal, als Stadtschreiberin in Lemberg.

Im Jahr 2018 wird das Stipendium erstmals in eine Stadt außerhalb der Europäischen Union vergeben – nach Lemberg/Lviv, die lebendige kulturelle und wirtschaftliche Metropole der Westukraine. Mit ihrem ins UNESCO-Welterbe aufgenommenen historischen Zentrum zeigt die Stadt deutliche Spuren ihrer wechselvollen Geschichte, welche für Ukrainer, Polen und Deutsche sowie für die im 20. Jahrhundert fast völlig vernichtete jüdische Bevölkerung Bedeutung hatten und haben.

Barbara Thériault wird ihren viermonatigen Aufenthalt in Lemberg im Mai 2018 antreten und während ihrer Zeit in der Stadt ein Internettagbuch führen, in dem sie über Begegnungen und Erlebnisse berichtet. Über einen Blog, der in deutscher, französischer und englischer sowie in ukrainischer Sprache geführt wird, kann man mit der Autorin in Kontakt treten. Weitere Informationen unter [www.stadtschreiber.kulturforum.info](http://www.stadtschreiber.kulturforum.info).

*(KK)*

## Matroschka-Effekte

Königsberg – Kaliningrad – Kjonigsberg: auf der Suche nach dem Kern einer merk-würdigen Stadt

Der Flug Düsseldorf–Moskau–Kaliningrad dauert gute sechs Stunden, Zeit genug, das akribische Wunderwerk „Otscherki istorii Kjonigsberga“ (Skizzen zur Geschichte Königsbergs) zu lesen. 1991 veröffentlichte es der Historiker Aleksej Gubin, geboren 1930 in Turkmenien und seit 1955 in Königsberg ansässig. Er war von der Stadt fasziniert und entflammt andere für sie. Offiziell heißen Stadt und Umgebung seit 1947 „Kaliningrad“, was Gubin in seinem

Skizzen-Buch von 1991 und weiteren Publikationen mehr oder minder ignorierte, so dass er eine wahre „Kjonigsberg“-Renaissance auslöste. Damit stellte er sich gegen strohdumme Behauptungen des Großrussentums, dass nämlich „das Gebiet Kaliningrad die einzige Region Russlands ist, wo bereits im Ersten Weltkrieg gekämpft wurde“. Noch grotesker war 2005 eine Gedenkmünze, Nennwert 10 Rubel, also 15 Cent, die Kaliningrad unter die



*Wo ist der Sinn im Widersinn der Geschichte? Trauer in Stein, brutaler Triumph in Beton: Reste der Kellergewölbe des Schlosses, erdrückt vom „Haus der Sowjets“*

Bild: Ostpreußenblatt

„historischen Städte Russlands“ einreichte. Unsinn, sagen und dokumentieren Gubin und seine Koautoren: Hier war bis 1945 alles deutsch und wandelt sich wieder in die Richtung, zumindest auf Ladenschildern: „Tajny Kjonigsberga“ (Geheimnisse von K.) nennt sich eine Boutiquen-Kette, Bernstein ist das „zoloto Kjonigsberga“ (Gold von K.) etc., selbst deutsche Umlaute kommen glatt über Kaliningrader Zungen, wie die beliebten Cafés „Königsbäcker“ bezeugen. Die Stadt ist nach Michail I. Kalinin (1876–1946) benannt, Stalins gehorsamstem Lakaien. Ich war mir schon vor 30 Jahren mit Russen einig, dass man die Stadt nach Kant benennen sollte, gestritten haben wir nur, ob sie „Kantgrad“ oder „Kantstadt“ heißen sollte.

Jetzt bin ich mit Ehefrau Ute in meiner Geburtsstadt, wo wir Goldene Hochzeit feiern und einmal Putins „Siegeparade“ am 9. Mai, dem Jahrestag der 1945 für die Russen in Berlin-Karlshorst wiederholten deutschen Kapitulation, erleben wollen. Laut russischem Präsidenten haben ja die Russen im Alleingang, ohne Mitwirkung von „Sowjetvölkern“ oder internationaler Anti-Hitler-Koalition, Hitler besiegt.

Oder betreibt Putin, Ex-Ehemann der Kjonigsbergerin Ljudmilla, die der Stadt einen schönen Park verschaffte, 73 Jahre nach Kriegsende nur noch Beschäftigungspolitik? Das „Gebiet Kaliningrad“ (15 125 Quadratkilometer, 990 000 Einwohner) war über Jahrzehnte militärisches Sperrgebiet, was die Präsenz zahlloser Uniformen und Truppenteile erklärt. Immerhin sehen sie besser aus als früher, sind auch umgänglicher und lassen sich bereitwillig in Paradeuniform (mit Ehrendolch) oder als ziviler Veteran (mit Stalin-Bild) fotografieren. Die Festredner sind gemäßiger, als ich sie von früheren TV-Übertragungen bei „Rossija 24“ in Erinnerung habe. Sie vermeiden kriegerisches Vokabular, lassen russische Grenztruppen gegen „internationalen Terrorismus“ und „weltweit organisierte Kriminalität“ ange-

hen. Putin hat sich heuer nicht weiter über die Stadt geäußert, aber ich erinnere mich noch an seine Aussage, dass es „im Gebiet Kaliningrad die besten Straßen Russlands gibt, was ein deutsches Erbe ist“. Hier gilt nicht Gogols bissiges Diktum, Russlands Elend seien „die Dummköpfe und die Wege“ (duraki i dorogi).

Noch im Mai kriegen wir mit, warum die russische Sprache diverse Wörter für Kälte aller Minusgrade bereithält. Früher haben die Einwohner um diese Zeit längst in der Ostsee gebadet, heute stehen sie bibbernd Schlange vor Verkaufswagen, die heißen „glintvejn“ (Glühwein) verkaufen, in Pappbechern, welche rund 30 Straßennamen aufführen, neue russische und alte deutsche, darunter die Hardenbergstraße, wo ich 1941 zur Welt kam, heute „Pugatschow-Straße“ und von lokalen Lästermäulern als „Adelsnest“ belächelt. Namenslisten à la „glintvejn“ gehören sich seit Gubin, der zu Ende seines Buchs ein deutsches Straßenverzeichnis mitteilt.

Nun stehen wir auf dem „Ploschtad pobe-  
vy“ (Siegesplatz), von dem mir ein Kellner eine schadenfrohe Story erzählt hat: Hier stand erst ein Stalin-Monument, dann eines für Lenin. Das passte nicht zu dem 1995 begonnenen Bau der majestätischen Christus-Erlöser-Kathedrale, also wurde es gegen eine Triumph-Säule ausgewechselt, eine getreue Kopie der Petersburger Alexander-Säule von 1829. 2010 war die Kathedrale bezugsfertig, im selben Jahr übergab man alle Kirchen aus deutscher Zeit der Russisch-Orthodoxen Kirche (RPC). Gott mit ihnen! Wenigstens missbraucht niemand sie mehr als Puppentheater oder Schwimmhalle. „Kjonigsberger“ Art war immer anders, wie seit 1992 der originalgetreue Wiederaufbau des deutschen Domes in eigener Regie bezeugt.

Seit dem Ende der Sowjetunion hat Kaliningrad keine Landverbindung mehr zu Mütterchen Russland, weil im Osten Litauen, im Westen Polen liegen. Das behindert nicht





*Nicht nur ist auf dem Bild ein Denkmal zu sehen, das Bild ist ein Denkmal: Königsberg 1945*

Bild aus dem OKR-Bildband „Königsberg“

den Traum vom „russischen Hongkong“, wenn erst der Westen seine Sanktionen aufhebt. Dann endet auch das Sowjeterbe, an das die lokale Presse ausgerechnet zum „Siegestag“ erinnerte. Da hatte man doch im Prager Wochenblatt „Týden“ eine Dokumentation darüber entdeckt, wie Rotarmisten 1945 in Tschechien als Zerstörer, Plünderer und Vergewaltiger gewütet haben. Das passte so gar nicht zum Moskauer Eigenbau-Image als „Befreier“ Prags und „Sieger im Prager Putsch 1968“.

Königsberg steht bereit für eine europäische Zukunft. Seine neuen „Handelszentren“ und Flaniermeilen sind beeindruckend, seine demonstrative Vorliebe für deutsche Wertarbeit nicht minder. Auf den Straßen

eine Fülle deutscher Autos – die städtische Polizei scheint ein ausgeprägtes Faible für „dicke“ BMWs zu haben. Sowjetautos, über die schon die DDR lästerte: „Behüt uns Gott vor bösen Frau'n und Autos, die die Russen bau'n“, sind nur noch in mittelrussischen Rückzugsgebieten anzutreffen, während der Osten automobilistisch fest in japanischer Hand liegt. Über Details rede man mit Taxifahrern, die sich da auskennen.

Wir sind mit so einem Pfadfinder durchs backstein-gotische Königsberg mit seinen Kathedralen, Kasernen („Defensionskaserne Kronprinz“) und Kasematten („Wrangel-Turm“) gefahren, startend bei einer alten Feuerwehration, die immer noch aktiv ist – die Solidität „deutscher Häuser“ ist in Königsberg seit jeher legendär. Unser Fahrer brachte uns zu einem nahen Obelisk für im Ersten Weltkrieg gefallene Pioniere, 1923 von dem Bildhauer Paul Borchert modelliert, angeblich später von Hitler persönlich eingeweiht, heute als „Kunstdenkmal von regionaler Bedeutung“ unter staatlichem Schutz. Davon abgesehen, erfuhren wir bei unserer Tour die lokale Nomenklatur von Wertschätzung: Ältere deutsche Kunst wird hoch geehrt (etwa August Gauls „Kämpfende Wisente“ von 1921 oder Stanislaus Cauers „Schiller“ von 1910), neuere russische gilt nur etwas, wenn sie deutschen Vorbildern nahe kommt (etwa Kerbels Denkmal Peters des Großen), und sowjetische „Klötze“ wie das „Haus der Sowjets“ werden herzlos dem Verfall preisgegeben. Russisch-deutsche Lichtgestalt bleibt Immanuel Kant, dessen Denkmal im Krieg verloren ging, aber dank des Engagements der Gräfin Dönhoff 1992 als Kopie auferstand. Im Übrigen ist Kant allgegenwärtig, z. B. auf den Bänken, die in der Stadt zum Verweilen einladen und deren Lehnen Zitate von Kant, E. T. A. Hoffmann und anderen Größen zieren.

Was bleibt, was wird? Als die offizielle Parade abmarschiert, tritt das „unsterbliche Regiment“ an, ein Zug Aberhunderter

ziviler Russen, die an Plastikrahmen Bilder kriegsgefallener Verwandter tragen. Ich klinke mich ein, denn mit „Pilotka“ (Schiffchen) und orange-schwarzem Georgs-Band, beides am Straßenrand gekauft, sehe ich aus wie ein Einheimischer. Dass die Bilder-Rahmen „made in Germany“ sind, kriege ich erst langsam mit, bis dahin erfreuen mich klangvolle Lieder („Katjuscha“) und Sprechchöre („Unserem Helden-Opa, huraaaa!“). Dazwischen versuche ich, exotische Wimpel an Ärmeln („Veteran Afghanistan 1979–1981“) oder Kinderjacken („Sieges-Volontär“) zu fotografieren. Vor allem aber merke ich, dass meine Mitdemonstranten von besonderem Schlag sind: keine muffigen Moskowiter, keine hochnäsigen Petersburger, eher eine Erinnerung an des großen Friedrichs legendäres Diktum über Ostpreußen: „Hier kann jeder nach

seiner Facon selig werden“: Ostpreußen damals, Kaliningrad heute erzogen sich „ihre Leute“.

Am Abend schauen wir nochmals ins Restaurant „Morskoj“ (Ostsee) hinein, wo wir mit den Kellnern schon gut Freund geworden sind. Sie wollen uns ein besonderes Geschenk überreichen, „passend zum heutigen Siegestag, dauert nur eine Minute“. Dann kommt das Geschenk, eine gelbe Tüte mit zwei Plastikschalen „Kascha“, einem Hirsebrei, „wie ihn unsere Soldaten und Offiziere den ganzen Krieg über gegessen haben“. Da unser Geschenk noch warm ist und ein Plastikbesteck dabei liegt, essen wir es gleich auf. Nicht die schlechteste Erinnerung an Menschen meiner Geburtsstadt!

*Wolf Oschlies (KK)*

## **Virtuelle Heimat, reale Rettung**

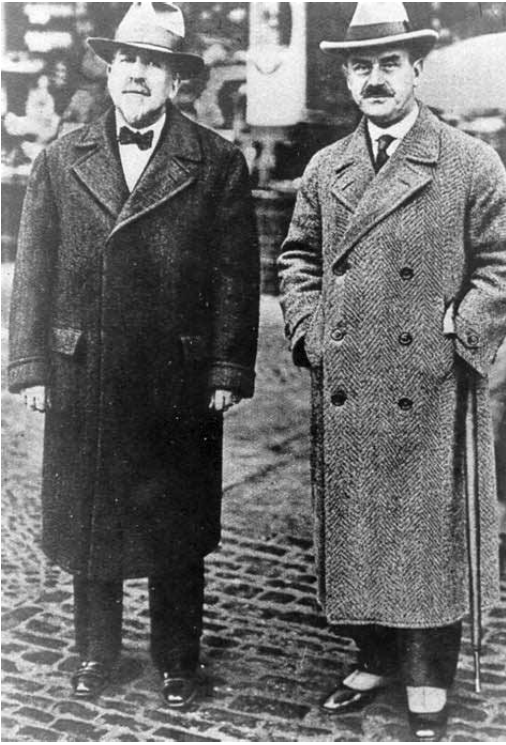
Für Heinrich und Thomas Mann waren das tschechoslowakische Pässe

Aus der Exilforschung ist seit Jahrzehnten bekannt, dass die beiden deutschen Schriftsteller Heinrich und Thomas Mann, denen die deutsche Staatsbürgerschaft nach 1933 durch die Nationalsozialisten entzogen worden war, 1936 Bürger der 1918 gegründeten Tschechoslowakischen Republik wurden, obwohl sie nie dort gelebt haben. Wie das alles damals zustande kam, ist jetzt näher erforscht worden. So gibt es in der ostböhmischen Kleinstadt Prosetsch (heute 5000 Einwohner), gelegen auf der Böhmischemährischen Höhe bei Pardubitz, nicht nur eine „Straße der Brüder Mann“, sondern auch einen historischen Arbeitskreis, der die politischen Hintergründe der Einbürgerung erforscht hat und sie zurzeit in einer Ausstellung des Heimatmuseums sichtbar macht.

Heinrich Mann (1871–1950), Verfasser

des vielgelesenen Romans „Der Untertan“ (1918), der noch 1931 zum Vorsitzenden der Sektion Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste gewählt worden war, emigrierte 1933 in die französische Hafenstadt Nizza und von dort 1940 in die Vereinigten Staaten. Vom nationalsozialistischen Deutschland wurden ihm daraufhin die Mitgliedschaft in der Akademie und die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Sein jüngerer Bruder Thomas (1875–1955), der 1933 von einer Vortragsreise ins Ausland nicht zurückgekehrt war und sich am Zürichsee niedergelassen hatte, wurde erst im Dezember 1936 ausgebürgert.

Heinrich Mann, dessen Antrag auf Verleihung der französischen Staatsbürgerschaft abgelehnt worden war, erhielt im Oktober 1934 in Nizza aus der Staatskanzlei des Präsidenten Tomas Masaryk die Mitteilung,



*Zwei ungleiche Brüder, gleichwohl verbunden durch listig-mutige böhmische Hilfe*

Bild: Wikimedia Commons

dass er Bürger der Tschechoslowakischen Republik werden könne, falls eine Gemeinde sich bereit erkläre, dem staatenlosen Schriftsteller das Heimatrecht zuzuerkennen. Davon hörte der Kommunalpolitiker Rudolf Fleischmann in Prosetsch, der im Hauptberuf Buchhalter in einer Textilfabrik war, aber auch im Stadtrat saß. Ihm gelang es in langen Gesprächen und zähen Diskussionen, seine Parteifreunde, die beiden anderen Fraktionen, Sozialdemokraten und Katholiken, und schließlich den Bürgermeister zu überzeugen, Heinrich Mann das Heimatrecht einzuräumen. Am 21. August 1935 sprach der Stadtrat von Prosetsch Heinrich Mann mehrheitlich das Heimatrecht zu. Acht Monate später fuhr der Schriftsteller zum Konsulat der Tschechoslowakei in Marseille, um den Eid auf die Verfassung seines neuen Heimatlandes zu leisten. In seiner Autobiografie „Ein

Zeitalter wird besichtigt“ (1946) schrieb er darüber: „Wer war ich, dass diese Nation den Mann, verstoßen aus der seinen, ehrenvoll aufnahm?“

Am Frühjahr 1936 schrieb Rudolf Fleischmann auf Wunsch des Präsidenten in Prag auch an Thomas Mann, um ihm die Staatsbürgerschaft anzutragen. Der deutsche Schriftsteller lud ihn umgehend in die Schweiz ein und bezahlte ihm den Flug. Am 6. August stand der Prager Abgesandte aufgeregt vor Thomas Manns Haus in Küsnacht und wagte kaum zu klingeln. Diese Begegnung schilderte Thomas Mann in seinen Tagebüchern so: „Zum Essen Herr Fleischmann ... Rührender Mann, der mit heiligem Eifer meine und der Meinen Einbürgerung betreibt. Angeregte Unterhaltungen.“ Nach dem Essen schrieb Rudolf Fleischmann den Einbürgerungsantrag in tschechischer Sprache und ließ Thomas Mann unterzeichnen.

Da die reichsdeutschen Behörden schon verärgert auf die Einbürgerung Heinrich Manns reagiert hatten, musste Rudolf Fleischmann höchste Überzeugungskraft im Stadtrat aufbringen, denn die Angst vor dem imperialistischen „Dritten Reich“ war im Ausland stark gewachsen. Am 18. August wurde der Antrag positiv entschieden: für Thomas und Katia Mann und die minderjährigen Kinder Elisabeth und Michael. Im Januar 1937, während einer Vortragsreise nach Prag, fuhr Thomas Mann für einen Tag nach Prosetsch, wo er als Ehrengast an einer Sitzung des Stadtrats teilnahm.

Im Jahr darauf, am 29. September 1938, flogen Thomas Mann und Familie mit den neuen Pässen ins amerikanische Exil. Auch Rudolf Fleischmann war inzwischen nach England emigriert, wo er im April 1949 Thomas Mann noch einmal begegnete. Er starb 1966 in Preston bei London, nach dem Zerfall des Kommunismus wurde seine Urne nach Prosetsch überführt und dort beigesetzt.

*Jörg Bernhard Bilke (KK)*

# Bilder vom Licht ins Licht gehoben

Sonderschau des Kunstforums Ostdeutsche Galerie

Die kurzfristig bis zum 25. März verlängerte und von vielen visuellen Elementen gekennzeichnete Ausstellung des tschechischen Künstlers Jakub Nepraš, „Invisible outer space. Videoskulpturen“ im Kunstforum Ostdeutsche Galerie (KOG) war gleichsam ein Entrée für die bis zum 22. April laufende neue bzw. weitere Schau dieser Einrichtung: „Vom Feuermüller bis zur Leuchtstoffröhre. Glanzlichter der Grafischen Sammlung“. Als Kuratorin wirkt Dr. Nina Schleif, die Leiterin der Grafischen Sammlung des Kunstforums.

Schleif selbst spricht von einer „Kettenreaktion“. Zum einen erinnerte sie sich an die frühere KOG-Reihe „Schaufenster“, zum anderen wollte sie etwas Neues kreieren. Und das habe sich dann auch im Austausch mit anderen Sammlungsleitern entwickelt. Und die aktuelle Ausstellung von Jakub Nepraš habe schließlich den letzten Anstoß gegeben und zugleich eine Brücke geschlagen. Denn die diversen Aspekte des Lichts zeigen die 85 Objekte der 72 Künstlerinnen und Künstler unter dem Titel

„Vom Feuermüller bis zur Leuchtstoffröhre. Glanzlichter der Grafischen Sammlung“.

Und da sind wahre Größen dabei – vom 17. Jahrhundert bis heute: Rembrandt, Paul Klee, Lovis Corinth, Adolf Hölzel. Käthe Kollwitz, Detlef Orlopp und Andy Warhol, um nur einige Namen zu nennen. Karl Friedrich Moritz Müller, der „Feuermüller“ genannt wurde, trägt zum Titel der Ausstellung bei. Schleif ging es darum, die hohe Qualität der Grafischen Sammlung zu zeigen. Und dazu bot sich das Thema „Licht“ geradezu an. In drei Ausstellungssälen geht es um die Themen „Form“, „Farbe“ und „Erleuchtung“.

Die Exponate im Bereich „Form“ zeigen, wie die Künstler das Licht in ihren Werken einsetzen. Ausgestellt sind hier auch Zeichnungen von Bildhauern, d. h. Entwürfe ihrer späteren dreidimensionalen Werke, aus denen ersichtlich wird, wie sie die Lichteffekte dann auch bei ihren bildhauerischen Werken umgesetzt haben. Beim Thema „Farbe“ gibt es natürlich eine große Vielfalt zu sehen. „Es ist die Krönung der Kunst, Licht



*Besonders leuchtet vor blauem Hintergrund der „Feuermüller“ Karl Friedrich Moritz Müller: Kuratorin Dr. Nina Schleif erwärmt sich für eines seiner Werke*

Bild: der Autor



„Erleuchtung“

Bild: Kunstforum Ostdeutsche Galerie

und Farbe zusammenzubringen“, erläuterte Schleif hierzu. So begegnet man zum Beispiel dem Entwurf für ein Glasfenster von Adolf Hölzel (Schleif: „Ein gigantisches Lichtspektakel“) oder einer Landschaft in Mondlichtblau von Alexander Camaro. In anderen Werken dominiert dafür der Schatten. Im Bereich „Erleuchtung“ geht es einerseits um religiöse Aspekte (Licht, Erlösung bzw. Verdammnis), andererseits um metaphysische Betrachtungen.

Und da finden sich Lichtquellen aller Art: Kerzen, Fackeln, Autoscheinwerfer, ja Künstlerselbstbildnisse bis zur titelgebenden Leuchtstoffröhre. Nicht nur Zeichnungen und Druckgrafiken sind ausgestellt, sondern auch Fotografien und Künstlerbücher. Selbstverständlich gibt es auch zu dieser Ausstellung wieder ein umfangreiches Rahmenprogramm mit besonderen Führungen und einer Filmreihe in Kooperation mit den Kinos im Andreasstadel.

Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie öffnet mit dieser Ausstellung ein weiteres Mal seine Schränke und Schubladen – dieses Mal eben aus dem Bereich der Grafischen Sammlung. „Die Ausstellung soll Spaß machen und ein paar Überraschungen bereithalten“, fasst Nina Schleif zusammen.

Die Ausstellung ist bis zum 22. April 2018 im Kunstforum Ostdeutsche Galerie zu besichtigen. Weitere Informationen auf der Homepage [www.kunstforum.net](http://www.kunstforum.net).

*Markus Bauer (KK)*

## „Silesius Alter“

„Fluchtburg“ für das Gedenken an Gerhart Pohl

Unter dem Motto „Gerhart Pohls ‚Fluchtburg‘ und ihre Gäste – Erinnerungen an Menschen und ihre Geschichte – Teil 3“ fand in Wolfshau (Wilcza Poreba), einem Ortsteil der Gemeinde Krummhübel (Karpacz) im Riesengebirge, die dritte Tagung des Vereins „Fluchtburg e. V.“ statt. Im Rahmen der Tagung wurde die polnische Übersetzung des Buches „Ein kleines Haus im Sturm der Zeit“ vorgestellt. Die vorgelegten Referate bestätigten, dass die Person Gerhart Pohl, die Bedeutung seines Hauses in Wolfshau, liebevoll „Fluchtburg“ genannt, seine Verbindungen zu Widerstandsgruppen gegen Nazideutschland, aber auch zum sowjetischen Machtapparat, weiterer Forschungen bedürfen.

Zunächst sprach der Journalist, Übersetzer sowie Biograf des Schriftstellers Jochen Klepper, Markus Baum (ERF Medien e.V.), in seinem Vortrag „Kein Held, aber ein Gerechter?“ über das Leben und Werk Jochen Kleppers. „Klepper litt seit Studienanfang immer an Kopfschmerzen und an Schlaflosigkeit. Im Herbst 1925 musste er die begonnene Examensarbeit ruhen lassen. Sein Arzt verordnete ihm das Barbiturat Luminal – mit gravierenden Nebenwirkungen bis hin zu Halluzinationen. Im März 1926 brach Jochen Klepper das Studium ab, versuchte einen Schlusstrich zu ziehen und vernichtete einen Großteil seiner frühen Gedichte. Ohne zweites theologisches Examen konnte er nicht Pfarrer werden.“

Stattdessen sah er seinen Platz in der schreibenden Zunft und im Kulturbetrieb. Im Frühjahr 1927 wurde er Redakteur beim Evangelischen Presseverband für Schlesien. Im Juli lief eine erste Sendung von ihm in der ‚Schlesischen Funkstunde‘ des Breslauer Rundfunks. Genau wie Gerhart Pohl wurde auch Klepper ein Rundfunkpionier.“

Abschließend fasste Markus Baum zusammen: „Jochen Klepper war ein ungemein fleißiger, phantasievoller, zukunftsöffener Journalist und Schriftsteller. Er war ein begnadeter Dichter, ein liebevoller Ehemann und fürsorglicher Stiefvater – aber das Talent zum Heldentum hatte er nicht. (...) Kleppers beharrlicher Kampf gegen Behördenwillkür, gegen den totalen Triumph des Antisemitismus und gegen Anfälle von Lebensmüdigkeit hat einen hohen Preis: sein Verstummen als Dichter. Er wagt noch einmal Hoffnung zu schöpfen, als Schweden unerwartet doch erlaubt, dass seine Ehefrau Renate einreisen darf. Aber dann steht Jochen Klepper am Nachmittag des 10. Dezember 1942 dem SS-Sturmbannführer Adolf Eichmann gegenüber. Eichmanns Nein zur Ausreise Renate Steins nach Schweden und seine Drohung, die Ehe der Kleppers könnte zwangsweise geschieden werden, raubt Jochen Klepper, seiner Frau und seiner Tochter den letzten Mut. In der Nacht zum 11. Dezember 1942 nehmen sie sich das Leben mit Schlaftabletten und Gas.“

In einem weiteren Vortrag unternahm Dr. Barbara Zibler (Berlin-Treptow) eine Annäherung an einen weiteren Gast der „Fluchtburg“, Adalbert Norden. Sein 1939 im Deutschen Verlag Berlin erschienener Roman „Flügel am Horizont“ schildert das Leben der ersten deutschen Pilotin Melli Beese und bildet zusammen mit ihren Erinnerungen an die frühen Jahre der Fliegerei die Wissensgrundlage für alle weiteren Darstellungen zur frühen Luftfahrtgeschichte in Deutschland. „Durch meine Recherchen fand ich ihn, Adalbert

Norden, über seine Schwester Irmgard Schultz, die das Pseudonym lüftete und mir erzählte, dass es sich um ihren Bruder, Adalbert Schultz, handelte. Sie erzählte mir auch, dass er während der Nazizeit im Reichsluftfahrtministerium gearbeitet habe und mittels gefälschter Papiere die Ausreise von Juden und politisch Verfolgten aus Deutschland ermöglichte.“

Dr. Barbara Zibler schrieb zusammen mit der emeritierten Professorin Livia Wittmann aus Neuseeland das Buch „Melli Beese und die Flügel am Horizont“ (Berlin 2009). Professor Wittmann fand heraus, dass der 1901 geborene Adalbert Schultz in der Weimarer Republik einen Verlag leitete, 1933 als Reaktion auf sein Verlagsprogramm Berufsverbot erhielt und seinen Verlag aufgeben musste. Er legte sich ein Pseudonym zu und veröffentlichte in der Nazizeit Beiträge zur Fluggeschichte. Dr. Barbara Zibler sagte weiter: „In der Erzählung ‚Nebel über dem Stössensee‘ blickt Norden auf die Jahre der Nazidiktatur zurück. Sie erscheint in der Zeitschrift ‚Aufbau‘ und gibt Auskunft über seine Rolle im Widerstand.“

Der Vorsitzender des Fluchtburg e. V., Michael Schuster (Köthen), stellte in seinem Referat „Gruppenvorgang – Gerhart Pohl und das Ministerium für Staatssicherheit der DDR“ den Forschungsstand zum Thema Leben und Werk Gerhart Pohls in den ersten Nachkriegsjahren vor. Pohl habe es höchstwahrscheinlich der guten Bekanntheit zu Johannes R. Becher (1953–1956 Präsident des Kulturbundes der DDR und ab 1954 Minister für Kultur) zu verdanken, dass er nach Kriegsende mehrmals habe nach Schlesien bzw. Wolfshau reisen dürfen. Wie aus den Archivakten der Akademie der Künste in Berlin hervorgeht, stand sein Haus in Wolfshau unter dem direkten Schutz der sowjetischen Verwaltung. Trotz vieler Privilegien in der DDR entschloss sich Pohl, nach Westdeutschland zu fliehen – dort kritisierte er unter dem Pseudonym „Silesius Alter“ die sozialistische DDR.



Bei der Buchpräsentation in Wolfshau (von links): Pfarrer Edwin Pech (Evangelische Gemeinde in Krummhübel), Heike und Michael Schuster (Köthen)

Bild: Haus Schlesien

Das Buch „Ein kleines Haus im Sturm der Zeit“ mit Reden und Essays von Gerhart Pohl sowie die polnische Übersetzung „Mały dom w czasach wielkiej burzy dziejowej“ ist nicht im Buchhandel erhältlich, sondern nur über Fluchtburg e. V. ([www.fluchtburg.eu](http://www.fluchtburg.eu)) für eine Spende von 10 Euro zu beziehen.

Johannes Rasim (KK)

## KK-NOTIZBUCH

Das fünfte Mal in Folge hat sich der Zuzug der **Spätaussiedler** und ihrer Familienangehörigen in die Bundesrepublik Deutschland erhöht. Bis Dezember 2017 wurden insgesamt 7059 Spätaussiedler und Familienangehörige registriert. Damit sind 471 Personen mehr zugezogen als im Jahr 2016. Sie kamen fast ausschließlich aus Russland und den anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion.

Mit einem Festakt wurde in **München** der Platz vor dem NS-Dokumentationszentrum offiziell nach dem Holocaust-Überlebenden, Zeitzeugen und Schriftsteller **Max Mannheimer** benannt, wie es Bernd Posselt, der Sprecher der sudetendeutschen Volksgruppe, vor einem Jahr angeregt hatte.

In **Glogau** (Glogów) wird das **Andreas-Gryphius-Schauspielhaus** wieder-

aufgebaut. Nachdem das polnische Kultusministerium zirka drei Millionen Euro Zuwendung für dieses Fünf-Millionen-Projekt zugesprochen hatte, konnte die Stadt mit dem Wiederaufbau beginnen. Beim Wiederaufbau versuche man möglichst viel von der ursprünglichen Bau-substanz zu retten, so der Glogauer Bürgermeister Rafael Rokaszewicz. Die erste Aufführung im ältesten auf dem heutigen polnischen Gebiet bespielten Theater wird wahrscheinlich 2019 mit einem Werk von Andreas Gryphius stattfinden.

Der **Thomas-Mann-Preis** 2018 geht an den rumänischen Schriftsteller **Mircea Cartarescu**. Die Jury bezeichnete den Autor als wichtigste Stimme der rumänischen Literatur, die in diesem Jahr bei der Leipziger Buchmesse als besonderer Gast gefeiert wird.

(KK)

**Dieses Heft** wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:  
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter  
Telefon (02223) 9066011/-2  
E-Mail: georgaescht@arcor.de  
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aesch (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften  
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).  
Zwei Belegexemplare erbeten.  
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf  
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.  
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.  
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:  
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn  
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin  
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066  
E-Mail: prepress@westkreuz.de  
Internet: www.westkreuz.de

## Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende  
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ  
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr  
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.  
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

\_\_\_\_\_  
Name

\_\_\_\_\_  
Straße/Nr.

\_\_\_\_\_  
Plz/Ort

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

## Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der  
KULTURPOLITISCHEN  
KORRESPONDENZ  
am Herzen liegt, so geben Sie sie  
bitte auch an Bekannte und Freunde  
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR ist dank-  
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung  
ihrer selbstgestellten Aufgabe,  
ostdeutsches kulturelles Erbe be-  
wusst und europäischen kulturellen  
Austausch lebendig zu erhalten.

Aufgrund der angespannten  
Finanzlage bitten wir um Spenden:  
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,  
Sparkasse KölnBonn  
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02  
BIC COLSDE 33

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter**